This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

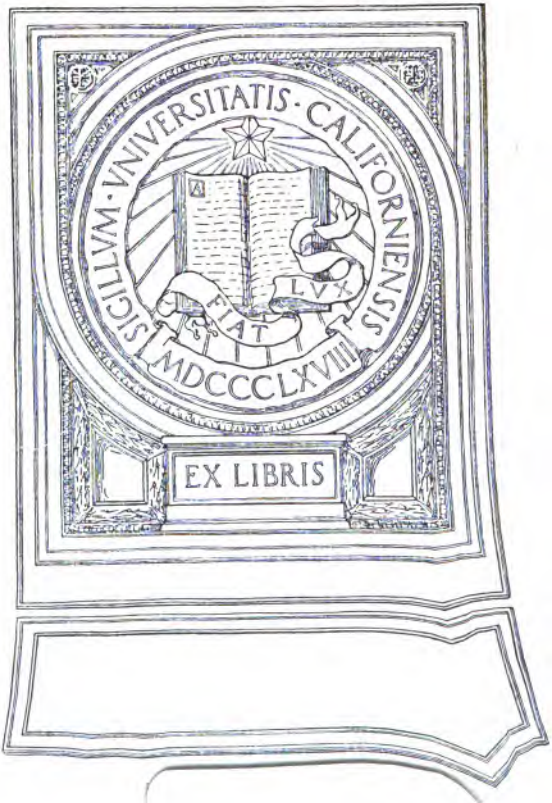
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 183 445

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·



Novelletten.

Verlag von E. Pierson in Dresden und Leipzig.

Die Waffen nieder!

Eine Lebensgeschichte von Bertha v. Suttner.

Neunte Auflage.

Zwei Bände. Brosch. M. 6.—, eleg. geb M. 8.—.

Auszüge aus den Urtheilen der Presse:

„Als in diesem Jahre die schönen, stillen Herbsttage waren, saß ich in einem Walde bei Krieglach und las ein Buch: Die Waffen nieder! von Bertha von Suttner. Ich las zwei Tage daran und diese zwei Tage sind ein Ereigniß in meinem Leben. Als die Lektüre zu Ende war, hatte ich den einen lebhaften Wunsch, dies Buch möchte in alle Culturſprachen überſetzt, in alle Büchereien aufgenommen, in alle Schulen eingeführt werden. Es giebt Geſellſchaften zur Verbreitung der Bibel; möge ſich auch eine Geſellſchaft bilden, zur Verbreitung dieſes merkwürdigen Buches, welches ich geneigt bin, ein epochemachendes Werk zu nennen.

P. K. Rosegger. „Heimgarten" November 1891.

... Das herrliche Werk wird, ich bin überzeugt, ein Standard-Work werden. Seit Frau von Staël haben wir keine ſo mächtige weibliche Feder aufzuweiſen. **Friedr. v. Bodenstedt** (Wiesbaden).

Es iſt dies ein Buch, das nach jeder Richtung im ſchönſten Sinne des Wortes veredelt, indem es den ganzen Zauber, aber auch den unvergänglichen Werth echter Liebe klarlegt.

Aus dem „Bertha v. Suttner" überſchriebenen und vom Reichsraths-Abgeordneten **Carneri** gezeichneten Feuilleton der Neuen Freien Preſſe". 15. März 1890.

... Darum gehört ihr Buch zu den gelungenſten, die je geſchrieben worden ſind.

O. Neumann-Hofer in einem Feuilleton des „Berl. Tgbl." Ich will das Buch nicht preiſen, nennen will ich es. Von Hand zu Hand will ich es reichen! Wie ein Evangelium ſoll es Jünger finden, die es in die Welt tragen!

Hans Land (in ſeinem am 13. Febr. 1890 im Saale der Wilhelmſtr. 118 zu Berlin öffentlich gehaltenen Vortrage).

... Bei den Schilderungen des Krieges gewinnt ihre Darſtellung eine Erhabenheit, die an die größten Meiſter der Weltliteratur gemahnt. **Baldwin Groller**, „N. Ill. Ztg." 2. März 1890.

... Es iſt ein muthiges und ein kluges Buch, das Frau von Suttner geſchrieben hat.

Max Harden, „Die Nation", 1890, Nr. 22, „Ein Kulturroman."

Das iſt nicht nur ein Buch: es iſt ein Ereigniß.

Heinrich Hart, „Tägliche Rundſchau".

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen!

Novelletten

von

Guy de Maupaſſant.

Autoriſierte Überſetzung,

von **Julius Pfenninger.**

Dresden und **Leipzig.**
E. Pierſon's Verlag.
1893.

BURDACH

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

PQ2314
.A4G4
1843

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Mondschein	1
Ein Staatsstreich	10
Der Wolf	27
Das Kind	37
Eine Weihnachtsgeschichte	47
Königin Hortense	57
Die Verzeihung	69
Die Legende vom Mont-Saint-Michel	79
Eine Wittwe	87
Jungfer Kokotte	96
Der Schmuck	105
Eine Erscheinung	118
Die Thüre	131
Der Vater	141
Moiron	149
Unsere Briefe	161
Die Nacht. (Ein Traumgesicht)	170

M342619

Mondschein.

Nicht umsonst führte er den Namen von einer Schlacht, der Abbé Marignano. Er war von großer, hagerer Gestalt, von erregtem Gemüt, von fanatischem Temperament, dabei aber geraden Sinnes. All' seine Glaubenssätze waren unwandelbar, ohne die geringsten Schwankungen. Er bildete sich ernstlich ein, seinen Gott zu kennen und dessen Gedanken, Launen und Absichten zu ergründen.

Wenn er mit großen Schritten in der Allee seines kleinen ländlichen Pfarrhauses spazierte, warf bisweilen sein ruheloser Geist eine Frage auf, wie: Warum hat Gott das gemacht? Und dann grübelte er hartnäckig, indem er sich in Gedanken in die Lage Gottes versetzte und — fand fast immer eine Lösung. Ferne lag ihm, in einer Anwandlung frommer Demut zu stammeln: „Herr, wie unerforschlich sind deine Wege!" Im Gegenteil, er sagte sich: „Ich bin der Diener Gottes und muß seine Gründe kennen, und wenn ich sie nicht kenne, sie erforschen."

Alles in der Natur schien ihm mit einer abso-

luten und bewundernswürdigen Folgerichtigkeit ersonnen. Immer entsprach einem „Warum“ ein „Darum“. Die Morgenröte war geschaffen, um das Erwachen fröhlich zu gestalten; die Tage dienten dazu, die Saaten zu reifen; der Regen, sie zu begießen; die Abende um uns einzuschläfern, und die finstern Nächte, um zu schlafen.

Die vier Jahreszeiten entsprachen in vollkommenster Weise allen Bedürfnissen der Landwirtschaft, und nie wäre dem Priester der Verdacht aufgestiegen, daß die Natur ohne Absichten wirkt und daß im Gegenteil alles Lebende sich den starren Gesetzen der Jahreszeiten, der Klimate und des Stoffes fügt.

Aber das Weib haßte er mit einem unbewußten Hasse, ja mit instinktiver Verachtung. Oft wiederholte er das Wort Christi: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“ und dann fügte er hinzu: „Man möchte meinen, daß Gott über sein eigenes Werk unzufrieden gewesen wäre.“ Für ihn war das Weib ohne Zweifel das zwölffach unreine Kind, von dem der Dichter spricht. Sie war die Verfucherin. Sie hatte den ersten Menschen verleitet und setzte ihr Werk der Verdammniß immer noch fort. Sie, dieses schwache, gefährliche, wunderbar berückende Wesen! Und mehr noch als ihren der Verdammnis geweihten Leib haßte er ihre liebende Seele.

Oft schon hatte er der Frauen Zärtlichkeit an sich empfunden und, wiewohl er sich unanfechtbar wußte, brachte ihn dieses stets in ihnen webende liebedurstige Sehnen auf.

Sicherlich hatte Gott das Weib einzig deswegen erſchaffen, um den Mann zu prüfen und in Verſuchung zu führen, das war ſeine Überzeugung. Man durfte dem Weib nur mit ſchützenden Vorſichtsmaßregeln nahen, ungefähr mit der nämlichen Scheu, die man vor gelegten Schlingen hegt. Und in der That ſchien es ihm mit ſeinen gegen den Mann ausgebreiteten Armen und den geöffneten Lippen einer Falle zu gleichen.

Einige Nachſicht kannte er nur gegen die Nonnen, deren Gelübde ſie harmloſer machte. Gleichwohl behandelte er ſie hart, weil er ſich trotz ſeinem Prieſteramte dieſer ſtets wirkenden Zärtlichkeit innerlich noch nicht entziehen konnte, einer Zartlichteit, die um ſo beſtrickender war, als ſie aus einem gefetteten, gedemütigten Herzen quoll.

Er fühlte ſie in ihren von Frömmigkeit trunkenen Blicken, in ihren Verzückungen, in denen ſich ihr Geſchlecht geltend machte; ihn empörte ihre Liebe zu dem Heiland als eine feurige und ſinnliche Frauenliebe. Er ſelbſt fühlte dieſe verſteckten Liebkoſungen, die er verwünſchte, ſelbſt in ihrem Gehorſam, in der Lieblichkeit ihrer Stimmen, wenn ſie mit ihm ſprachen, in ihren geſenkten Augen und in den ergebenen Thränen, welche ſie vergoſſen, wenn er ſie etwa hart angefahren hatte.

Dann ſchüttelte er ſeine Soutane, wenn er des Kloſters Pforten verließ, und eilte, wie wenn er vor einer Gefahr flöhe, mit verlängerten Schritten davon.

Er hatte eine Nichte, welche mit ihrer Mutter ein benachbartes Häuschen bewohnte. Es war bei ihm

beschlossene Sache, daß sie eine barmherzige Schwester werden sollte.

Sie war hübsch, leichtlebig und spottsüchtig. Las ihr der Abbé den Text, so lachte sie, und wenn er gar auf sie böse war, umhalste sie ihn und drückte ihn mit Ungestüm an sich. Er seinerseits suchte sich von der Umstrickung zu befreien, empfand aber innerlich eine sanfte Freude, das Keimen jenes väterlichen Gefühls, welches in jedem Manne schlummert.

Oft wenn er an ihrer Seite auf dem Feldwege dahinschritt, redete er ihr von Gott, von seinem Gotte. Sie hörte gar nicht auf ihn, sondern schaute mit vor Lebensglück strahlendem Auge zum Himmel empor, und nach den Gräslein und Blumen im Felde. Bisweilen schnellte das lose Kind voraus, um irgend ein fliegendes Wesen zu haschen. War es ihr gelungen, so rief sie: „Sieh, Onkel, wie das hübsch ist! Es ist zum Ansherzdrücken!“

Gerade dieses Bedürfnis, „Mücken ans Herz zu drücken,“ beunruhigte und erboste den Priester, der darin wieder jene unaustilgliche Liebessehnsucht erblickte, welche in jedem Frauenherzen keimt.

Da teilte ihm eines Tages die Frau des Meßners, welche seinen Haushalt besorgte, unter aller Vorsicht mit, seine Nichte habe einen Geliebten.

Eine schreckliche Aufwallung erstickte seine Stimme. Sprachlos, mit halb geöffnetem Munde saß er da, das Gesicht bereits völlig eingeseift, denn er war im Begriffe, sich zu rasieren.

Als er endlich Überlegung und Sprache wieder-

gefunden, rief er aus: „Das ist nicht wahr; Sie lügen, Melanie!“

Die Hand aufs Herz gelegt, antwortete jedoch die Bäuerin: „Unser Herrgott sei mein Zeuge, ich lüge nicht, Herr Pfarrer. Ich sage Ihnen, sie spaziert jeden Abend mit ihm, sobald Ihre Schwester schlafen gegangen. Sie treffen sich am Ufer des Baches. Um sich davon zu überzeugen, brauchen Sie nur zwischen zehn Uhr und Mitternacht hinzugehen.“

Jetzt steckte er die Schaberei auf. Mit heftigen Schritten ging er in der Stube hin und her, wie er in den Stunden ernster Andacht zu thun pflegte. Als er sich wieder gesetzt hatte und zu barbieren fortfuhr, schnitt er sich vor Aufregung drei Mal zwischen Nase und Ohr.

Den ganzen Tag über war er übler Laune. Heimliche Wut kochte in seiner Seele. Die alles besiegende Liebe hatte seinen pfarrherrlichen Zorn geweckt und dazu gesellte sich noch eine Art väterlicher Gemütswallung, jenes Beklommensein der Eltern, denen die Tochter erklärt, daß sie ohne sie, ja oft trotz ihnen den Mann ihrer Wahl gefunden habe. Er war der betrogene Vormund, der hintergangene, bestohlene Seelenhirte.

Nach dem Abendessen versuchte er vergeblich, ein wenig zu lesen; seine Aufregung wuchs mit der vorrückenden Abendzeit. Als es zehn Uhr schlug, nahm er seinen Stock, einen tüchtigen eichenen Ziegenhainer, dessen er sich bei seinen nächtlichen Ausgängen bediente, wenn er Kranke besuchte. Lächelnd betrachtete er die primitive Waffe und schwang sie mit kräftiger Faust.

Plötzlich holte er zähneknirschend aus und hieb auf den vor ihm stehenden Sessel, daß dessen geborstene Lehne auf den Fußboden polterte.

Jetzt öffnete er die Thüre, um zu gehen. Ueberrascht blieb er auf der Schwelle stehen. Eine Flut sanften Lichtes schlug ihm entgegen. Fast geblendet schaute sein Auge das Silberlicht des Mondes.

Er war eine jener schwärmerischen Dichternaturen, wie sie die alten Kirchenväter gehabt haben mußten; seinen Geist fühlte er plötzlich abgelenkt und ergriffen durch die großartige und ruhige Schönheit der dämmerigen Nacht.

Ganz in Licht gebadet, zeichneten die in Reihen geordneten Zwergbäume seines Gärtchens ihre schlanken, kaum belaubten Zweige schattenhaft auf die Wege. Der süße, köstliche Geruch des großen Geisblattes, welches sich an der Mauer des Hauses festklammerte, schwamm in dem lauen, lichten Abend gleich als eine aus Duft gewobene Seele.

Tief aufatmend sog er die Luft ein, wie die Betrunkenen Wein schlürfen. Langsam setzte er seinen Weg fort; seine Nichte hatte er vergessen.

Entzückt, bezaubert erreichte er die offene Flur. Abermals blieb er stehen und ließ seine Blicke über die vom kosenden Lichte überflutete Ebene schweifen, die in einen zarten Zauber getaucht schien. Die Kröten stießen ihren kurzen metallischen Ruf aus, entfernte Nachtigallen mischten darein ihren wohl abgesetzten Gesang, welcher den Gedanken durch die Träumerei verdrängt. Diese zarte und durchdringende Musik

scheint wie geschaffen zu den Küssen beim lockenden Mondschein.

Zagenden Herzens, ohne zu wissen weshalb, setzte der Pfarrer seinen Weg fort. Er fühlte sich auf einmal entwaffnet, erschöpft, und spürte nicht wenig Lust, sich zu setzen, hier zu bleiben und Gott in seinem Werke anzustaunen, zu bewundern.

Dort drunten, längs der Windungen des kleinen Flusses schlängelte sich eine lange Reihe von Pappeln. Von den Strahlen des Mondlichtes durchwoben, versilbert und erleuchtet, schwamm auf und über den Dämmen ein feiner, bleicher Dunst, der wie eine dünne, durchsichtige Watte den ganzen schlängelnden Lauf des Wassers umhüllte.

Abermals blieb der Geistliche stehen; bis ins Innerste der Seele von einer stets wachsenden unwiderstehlichen Rührung durchdrungen.

Ein Zweifel, eine unbestimmte Unruhe erfüllte sein Wesen; er fühlte im Innern eine jener Fragen auftauchen, die er sich bisweilen stellte.

Warum hatte Gott dies gemacht? Wenn doch die Nacht dem Schlummer, dem unbewußten Sein, der Ruhe, dem Allesvergessen bestimmt ist, weshalb sie reizvoller gestalten als den Tag, anmutiger als die Morgenröte und den Abend? Und dieses leis hinwallende und bezaubernde Gestirn, das poetischer als die Sonne und dabei so verschwiegen ist, daß es bestimmt zu sein scheint, Dinge zu beleuchten, welche für das große Licht zu zart und zu geheimnisvoll sind, —

warum kam es gerade jetzt, um durch die Finsternis zu schimmern?

Warum ruhte der geschickteste aller Singvögel jetzt nicht wie die andern, und weshalb erfüllte er das bethörende Halbdunkel mit seinem Gesange?

Weshalb dieser über die Erde ausgespannte Schleier? Woher diese das Herz durchbebenden Schauer? Woher diese sinnliche Aufregung? Wozu diese Entfaltung aller Mittel der Verführung, welche ja doch die in ihren Betten schlummernden Menschen nicht sahen? Wem war eigentlich dieses erhabene Schauspiel bestimmt, diese Fülle von Poesie womit der Himmel die Erde überschüttete?

Das begriff der Pfarrer nicht.

Aber sieh dort unten am Rande der Wiesenflur unter dem Gewölb der in Silbernebel getauchten Bäume erschienen zwei Schatten, welche sich nebeneinander bewegten.

Der Mann war größer und hatte den Arm um den Hals seiner Geliebten geschlungen; von Zeit zu Zeit drückte er ihr Köpfchen an seine Brust. Jetzt erschien mit einem Schlage die sonst unbewegliche Landschaft belebt und umfaßte wie ein von Gott dazu bestimmter Rahmen die Liebenden. Sie schienen beide nur ein Wesen zu sein, das Wesen, für welches diese ruhige und stille Nacht bestimmt war. Und sie näherten sich dem Priester, wie eine lebendige Antwort, als die Antwort, welche ihm sein Herr nicht schuldig geblieben war.

Verwirrt und klopfenden Herzens blieb er stehen.

Es war ihm, als sehe er eine biblische Scene, wie die Liebe von Ruth und Boas, die Erfüllung des göttlichen Willens in einem jener großen Stücke, von denen die heiligen Bücher reden. In seinem Hirne summten die Verse des Hohen Liedes, Regungen verhaltener Liebesglut und ungestillten Sehnens, die ganze glühende Poesie dieses Gedichtes innigster Zärtlichkeit.

Und er sagte sich: „Vielleicht hat Gott solche Nächte gemacht, um die Liebe der Menschen zu verklären."

Und er wich vor diesem ahnungslos hin- und herwandelnden Paare zurück. Allerdings war seine Nichte dabei; aber die Frage stand vor seiner Seele, ob er nicht im Begriffe sei, gegen Gott zu fehlen. Und verbietet denn Gott die Liebe wirklich, wenn er sie doch mit solchem Glanze sichtbarlich umgibt? — — —

Er entfloh bestürzt und beschämt wie einer, der in einen Tempel eingedrungen ist, wo er einzutreten das Recht nicht hatte.

Ein Staatsstreich.

Eben hatte sich in Paris die Kunde des Unheils von Sedan verbreitet. Sofort wurde die Republik proklamiert. Ganz Frankreich seufzte unter dem Drucke jener Schmach, welche erst nach der Kommune ihr vorläufiges Ende erreichte. Indessen spielte man Soldaten von einem Ende des Landes zum andern.

Generalsdienste verrichteten ehrsame Strumpfwirker; Revolver und Dolche prunkten in roten Leibbinden, welche wohlgenährte, sonst sehr friedliche Bäuchlein umschlangen; Spießbürger kommandierten als Gelegenheitskrieger ganze Bataillone laut schreiender Freiwilliger und fluchten wie die Fuhrleute, um sich ein martialisches Ansehen zu geben.

Diese Leute, welche sonst nur mit Fuhrwerken umzugehen gewöhnt waren, kamen durch den Umstand, Waffen, ja regelrechte Ordonnanzwaffen führen zu dürfen, ganz aus dem Häuschen; sie wurden oft ohne Anlaß dem ersten besten lebenden Wesen gefährlich. Um zu zeigen, daß man das Töten verstehe, mordete man

Harmlose hin. Man durchstreifte die von den Deutschen noch unversehrt gebliebenen Gebiete und schoß auf verirrte Hunde, auf friedliche wiederkäuende Kühe, auf kranke Pferde, welche auf den Weiden grasten.

Jeder fühlte sich berufen, eine große militärische Rolle zu spielen. Die Kaffeehäuser der unbedeutendsten Dörfer waren mit uniformierten Kaufleuten angefüllt und glichen Kasernen oder Lazaretten.

Im Flecken Canneville war man noch ohne jede Kenntnis der verblüffenden Nachrichten von der Armee und aus der Hauptstadt. Aber seit einem Monat herrschte hier eine große Aufregung, da die feindlichen Parteien sich plötzlich einander gegenüber standen.

Der Maire, der Herr Vicomte von Varnetot, ein hageres, schon älteres Männchen, das, obschon innerlich Legitimist, sich seit Kurzem aus Ehrgeiz dem Kaisertum angeschlossen hatte, sah plötzlich neben sich in der Person des Doktor Massarel, einen entschiedenen Gegner auftauchen. Herr Massarel, ein beleibter Mann von ausgesprochen sanguinischem Temperament, war das Haupt der Republikaner des Bezirkes, dazu Meister vom Stuhl der Freimaurerloge im Hauptort, Präsident des landwirtschaftlichen Vereins und auch der Feuerwehr, sowie Organisator der ländlichen Miliz, welche zum Schutze der Gegend ins Leben gerufen worden war.

In Zeit von vierzehn Tagen war es ihm gelungen, für die Landesverteidigung dreiundsechzig Freiwillige zu gewinnen, Verheiratete und Familienväter, vorsichtige Bauern und Kaufleute aus dem Flecken, die

Ein Staatsstreich.

Eben hatte sich in Paris die Kunde des Unheils von Sedan verbreitet. Sofort wurde die Republik proklamiert. Ganz Frankreich seufzte unter dem Drucke jener Schmach, welche erst nach der Kommune ihr vorläufiges Ende erreichte. Indessen spielte man Soldaten von einem Ende des Landes zum andern.

Generalsdienste verrichteten ehrsame Strumpfwirker; Revolver und Dolche prunkten in roten Leibbinden, welche wohlgenährte, sonst sehr friedliche Bäuchlein umschlangen; Spießbürger kommandierten als Gelegenheitskrieger ganze Bataillone laut schreiender Freiwilliger und fluchten wie die Fuhrleute, um sich ein martialisches Ansehen zu geben.

Diese Leute, welche sonst nur mit Fuhrwerken umzugehen gewöhnt waren, kamen durch den Umstand, Waffen, ja regelrechte Ordonnanzwaffen führen zu dürfen, ganz aus dem Häuschen; sie wurden oft ohne Anlaß dem ersten besten lebenden Wesen gefährlich. Um zu zeigen, daß man das Töten verstehe, mordete man

Harmlose hin. Man durchstreifte die von den Deutschen noch unversehrt gebliebenen Gebiete und schoß auf verirrte Hunde, auf friedliche wiederkäuende Kühe, auf kranke Pferde, welche auf den Weiden grasten.

Jeder fühlte sich berufen, eine große militärische Rolle zu spielen. Die Kaffeehäuser der unbedeutendsten Dörfer waren mit uniformierten Kaufleuten angefüllt und glichen Kasernen oder Lazaretten.

Im Flecken Canneville war man noch ohne jede Kenntnis der verblüffenden Nachrichten von der Armee und aus der Hauptstadt. Aber seit einem Monat herrschte hier eine große Aufregung, da die feindlichen Parteien sich plötzlich einander gegenüber standen.

Der Maire, der Herr Vicomte von Varnetot, ein hageres, schon älteres Männchen, das, obschon innerlich Legitimist, sich seit Kurzem aus Ehrgeiz dem Kaisertum angeschlossen hatte, sah plötzlich neben sich in der Person des Doktor Massarel, einen entschiedenen Gegner auftauchen. Herr Massarel, ein beleibter Mann von ausgesprochen sanguinischem Temperament, war das Haupt der Republikaner des Bezirkes, dazu Meister vom Stuhl der Freimaurerloge im Hauptort, Präsident des landwirtschaftlichen Vereins und auch der Feuerwehr, sowie Organisator der ländlichen Miliz, welche zum Schutze der Gegend ins Leben gerufen worden war.

In Zeit von vierzehn Tagen war es ihm gelungen, für die Landesverteidigung dreiundsechzig Freiwillige zu gewinnen, Verheiratete und Familienväter, vorsichtige Bauern und Kaufleute aus dem Flecken, die

jeden Morgen auf dem Platz vor dem Gemeindehause exerzierten.

Kam der Maire zufälligerweise aufs Rathaus, so ließ der Kommandant Massarel, den Gürtel mit Pistolen gespickt, den gezückten Säbel in der Faust, stolz die Front seiner Leute abschreitend, diese ein „Vaterland hoch!“ brüllen. Man machte die Beobachtung, daß dieser Ruf den kleinen Vicomte in nicht geringe Wallung versetzte. Er mochte darin eine Drohung oder gar eine Herausforderung, jedenfalls eine verhaßte Erinnerung an die große Revolution erblicken.

In seinem Wartezimmer, auf dessen Tisch sein Revolver lag, gab der uniformierte Doktor am Morgen des 5. September einem Paar alter Landleute Audienz. Der Gatte, seit sieben Jahren an Krampfadern leidend, hatte, wie es scheint mit Aufsuchen des Arztes gewartet, bis auch seine Frau deren hatte. Mit ihnen trat der Briefbote mit der Zeitung ein.

Herr Massarel entfaltete sie, erbleichte und fuhr dann plötzlich von seinem Sitze auf. Mit theatralisch erhobenen Armen schrie er aus vollem Halse die erschrockenen Bauersleute an: „Es lebe die Republik! Es lebe die Republik! Es lebe die Republik!“

Dann sank er, vor Aufregung zitternd, in seinen Lehnsessel zurück.

Und als der Bauer wieder anfing: „Es war gerade, als ob mir Ameisen über die Beine liefen,“ fuhr ihn Doktor Massarel an: „In Kuckucksnamen! Laßt mich mit eueren Dummheiten in Ruhe! Die Republik ist proklamiert, der Kaiser ist Gefangener, Frankreich ge-

rettet! Hoch die Republik!“ Und nach der Thüre eilend, rief er: „Cöleſtine! Schnell, Cöleſtine!“

Das erſchrockene Mädchen erſchien. Mehr ſprudelnd als ſprechend ſtieß er heraus: „Meine Stiefel, meinen Säbel, Patrontaſche und den ſpaniſchen Dolch von meinem Nachttiſchchen! Spute Dich!“

Da der Bauer, einen ruhigen Moment benützend, hartnäckig fortfuhr: „Wie Säcke wurden ſie und thaten mir beim Gehen weh,“ da heulte der Doktor ganz außer ſich: „So laßt mich doch in Ruh, Schockſchwere-not! Wenn Ihr die Füße gewaſchen hättet, wär's nicht ſo gekommen!“ Und, indem er ihn am Kragen packte, ſchrie er ihm ins Geſicht: „Merkſt Du denn nicht, daß wir in einer Republik ſind, erzdummer Kerl!?“

Bald jedoch gewann bei ihm das Gefühl der Berufspflichten die Oberhand und, indem er die verblüffte Haushaltung hinausſchob, wiederholte er: „Kommt morgen, guter Freund, kommt morgen, gute Leute! Heut' hab' ich keine Zeit.“

Dann waffnete er ſich vom Kopf bis zum Fuß und gab der Magd eine neue Serie dringender Aufträge: „Geh' ſchnell zum Lieutenant Picart und zum Unterlieutenant Pommel und ſage ihnen, daß ich ſie ſofort hier erwarte. Schick mir auch den Ochſenwiſch mit ſeiner Trommel. Schnell, ſchnell!“

Indes Cöleſtine davon eilte, ſammelte er ſich, um den Schwierigkeiten der Situation gewachſen zu ſein.

Die drei Männer erſchienen, aber im Werktags-

kleide. Der Kommandant, welcher gehofft hatte, daß sie in Uniform kämen, war außer sich.

„Zum Kuckuck, wißt Ihr denn von allem nichts? Der Kaiser ist Gefangener, die Republik proklamiert. Wir müssen handeln. Meine Stellung ist kitzlich, um nicht zu sagen gefährlich."

Die verdutzten Gesichter seiner Untergebenen musternd, fuhr er fort: „Jetzt gilt's zu handeln, ohne zu zögern. In solchen Zeitläufen sind Minuten was sonst Stunden. Alles hängt von der Schnelligkeit der Entschließungen ab. Picart, Sie gehen zum Pfarrer und fordern ihn auf, die Sturmglocke ziehen zu lassen, um die Bevölkerung zu versammeln, welche ich von der Sachlage in Kenntnis setzen werde. Ihr, Ochsenwisch, schlaget Sammlung durch die ganze Gemeinde bis zu den Weilern von Gerisaie und Salmare für die bewaffnete Miliz. Sie, Pommel, Sie stürzen sich schleunigst in Uniform, nur Waffenrock und Käppi. Wir besetzen mit einander die Mairie und fordern Herrn von Varnetot auf, mir seine Vollmachten auszuliefern. Haben Sie verstanden?"

„Ja wohl."

„Also schnell an die Ausführung. Ich komme mit Ihnen, Pommel, da wir ja gemeinsam operieren."

Fünf Minuten später erschienen der Kommandant und sein Subalternoffizier, bis an die Zähne bewaffnet, auf dem Platz, gerade in dem Augenblick, da der kleine Vicomte schnellen Schrittes aus der Nebengasse herauskam. Die Füße in Gamaschen wie zu einer Jagdpartie, seinen Lefaucheux über die Schulter, näherte er

sich, begleitet von seinen drei Polizeidienern in grünen Waffenröcken, das Faschinenmesser an der Seite, das Gewehr quer über den Rücken gehängt.

Während der Doktor ganz verdutzt stille stand, drangen die vier Männer in das Gemeindehaus, dessen Thüre sich hinter ihnen schloß.

„Man ist uns zuvorgekommen," brummte der Arzt, „jetzt müssen wir halt Verstärkung abwarten. Vor Ablauf einer Viertelstunde ist nichts zu machen."

Jetzt erschien der Lieutenant Picart: „Der Pfarrer," berichtete er, „weigert sich zu gehorchen; er hat sich sogar mit dem Meßner und dem Thürhüter in der Kirche eingeschlossen."

Von der andern Seite des Platzes, gegenüber dem hellen, verschlossenen Gemeindehause zeigte die Kirche, stumm und düster, ihre große eisenbeschlagene Eichenthüre.

Während die Einwohner neugierig ihre Nase an die Scheiben drückten oder auf die Schwelle des Hauses traten, schlug plötzlich die Trommel an und der Ochsenwisch erschien, mit Wucht die beschleunigten Schläge zur Sammlung markierend. Im Laufschritt ging's quer über den Platz und dann verschwand er auf dem Feldwege.

Jetzt zog der Kommandant seinen Säbel, trat allein auf die Mitte des Platzes zwischen beide Gebäude vor, wo sich der Feind verschanzt hielt, schwang seine Waffe über dem Haupt und schrie aus Leibeskräften: „Es lebe die Republik! Tod den Verrätern!" Dann zog er sich auf seine Offiziere zurück.

Metzger, Bäcker und Apotheker gerieten in Besorgnis und ließen schleunigst ihre Läden herunter. Einzig der Spezereihändler behielt offen.

Indessen sammelten sich allmählig die Milizen. Sie waren verschieden gekleidet, alle jedoch hatten als Kopfbedeckung ein schwarzes, rot galoniertes Käppi, das einzige Uniformstück des Korps. Bewaffnet mit ihren alten rostigen Gewehren, jenen seit dreißig Jahren im Küchenrauchfang aufgehängten Schießprügeln glichen sie so ziemlich einer Schar Feldhüter.

Als ihrer etliche dreißig um den Kommandanten versammelt waren, setzte dieser sie mit einigen Worten von den Ereignissen in Kenntnis. Zu seinem Generalstab sich wendend, fügte er bei: „So, jetzt heißt's handeln!"

Unterdessen sammelten sich ringsher die Einwohner, musterten die Mannschaften und plauderten.

Jetzt eröffnete der Doktor den in aller Eile ausgesonnenen Feldzugsplan: „Lieutenant Picart, Sie gehen bis unter die Fenster der Mairie vor und fordern Herrn von Varnetot im Namen der Republik auf, mir das Gemeindehaus zu übergeben."

Aber der Lieutenant, ein biederer Maurermeister, weigerte sich: „Sind Sie bei Trost? Um mir eins aufbrennen zu lassen? Danke schön! Sie wissen doch: die da drin schießen gut. Richten Sie Ihre Aufträge selbst aus!"

Der Kommandant wurde dunkelrot vor Zorn. „Im Namen der Disziplin befehl' ich Ihnen, zu gehen!"

Dem Lieutenant wurde die Sache denn doch zu

bunt. „Fällt mir nicht ein, mir den Schädel zerschmettern zu lassen, ohne zu wissen warum.“

Die nebenan in Gruppen stehenden Spießbürger brachen in Lachen aus. „Hast Recht, Picart,“ rief Einer, „das spart man bis zu allerletzt auf.“

Worauf der Doktor brummte: „Memmen!“, Säbel und Revolver einem seiner Soldaten übergab und langsamen Schrittes gegen die Mairie vorrückte, die Augen auf deren Fenster gerichtet, spähend, ob nicht irgendwo der Lauf einer Flinte hervorgucke.

Als er nur noch wenige Schritte vom Gebäude entfernt war, öffneten sich zwei Thüren, welche zu den in den beiden Flügeln des Gebäudes untergebrachten Schulen führten, und heraus auf den weiten Platz ergoß sich eine Flut kleiner Geschöpfe, Knaben und Mädchen, und fingen zu spielen an. Piepsend und lärmend umschwärmten sie den Doktor, so daß er nicht zu Worte kam.

Kaum waren die letzten Schüler draußen, so schlossen sich auch die zwei Thüren wieder.

Endlich verlief sich die Kinderschar. Mit Stentorstimme rief der Doktor: „Herr von Varnetot!“

Im ersten Stockwerke wurde ein Fenster geöffnet und die kleine Gestalt des Maires erschien.

„Mein Herr!“ lautete die Ansprache des Kommandanten: „Sie kennen ohne Zweifel die wichtigen Ereignisse, welche die Regierungsform umgestalten. Der, den Sie vertreten, ist nichts mehr; diejenige, welche ich repräsentiere, nimmt Besitz von der Gewalt. Unter diesen bedauernswerten, aber unabänderlichen Umständen

fordere ich Sie im Namen der jungen Republik auf, die Befugnisse, mit welchen Sie von der verwichenen Staatsgewalt betraut worden sind, in meine Hände zu übergeben."

Herr von Varnetot erwiderte: „Herr Doktor, von der zuständigen Behörde zum Maire von Canneville ernannt, werde ich es so lange bleiben, als ich nicht durch einen Beschluß meiner Vorgesetzten meiner Pflichten enthoben sein werde. Als Maire bin ich hier im Gemeindehause daheim und bleibe! Übrigens, versuchen Sie's, mich auszutreiben!" Damit schloß er das Fenster.

Zu seiner Truppe zurückgekehrt, maß der Kommandant seinen Lieutenant Picart vom Scheitel bis zur Sohle und sagte in wegwerfendem Tone: „Sie sind ein Windbeutel, ein kapitaler Feldhase, eine Schmach für die Armee! Ich enthebe Sie hiermit Ihres Grades!" Worauf der Gemaßregelte höchst geringschätzig in den Bart brummte: „Da scher' ich mich keinen Teufel drum!" und sich unter die flüsternden Gruppen der Dorfbewohner mischte.

Der Doktor überlegte: Was machen? Stürmen lassen? Würden seine Mannen gehorchen? Und endlich: Hatte er das Recht dazu?

Da durchzuckte ihn ein Gedanke. Er eilte auf das Telegraphenbureau, das auf der andern Seite des Platzes, der Mairie gegenüber lag. Dort gab er drei Depeschen auf.

Ihre Adressen lauteten:

An die Tit. Mitglieder der republikanischen Regierung in Paris.

An den neuen republikaniſchen Präfekten der unteren Seine in Rouen.

An den neuen republikaniſchen Unterpräfekten in Dieppe.

Darin ſetzte er die Lage auseinander, zeichnete die Gefahr, in welcher die Gemeinde unter dem Regimente des alten Maires geſchwebt hatte, bot ſeine ergebenen Dienſte an, erſuchte um Verhaltungsmaßregeln und unterzeichnete mit allen ſeinen Titeln.

Dann kehrte er zu ſeinem Armeekorps zurück, zog zehn Franken aus der Taſche und ſagte: „Da, meine Freunde, eſſet und trinket einen tüchtigen Schluck. Es bleiben bloß zehn Mann hier, damit Niemand die Mairie verlaſſe.“

In ſpöttiſchem Tone warf der Exlieutenant Picart, welcher, mit dem Uhrmacher plaudernd, alles gehört hatte, ein: „Meiner Treu! Wenn die andern hinausgehen, ſo iſt die Gelegenheit günſtig, hineinzukommen. Ohne das ſehe ich für euch keine Möglichkeit, hineinzugelangen.“

Schweigend ging der Doktor zum Mittageſſen.

Nachmittags ſtellte er ſeine Wachtpoſten in der ganzen Gemeinde aus, wie wenn ſie einer Überrumpelung ausgeſetzt geweſen wäre. An den Thüren der Mairie und der Kirche ging er mehrere Male vorüber, ohne etwas Verdächtiges zu bemerken; es ſchien, als ob dieſe beiden Gebäude menſchenleer ſeien.

Die Läden des Bäckers, des Metzgers und des Apothekers wurden wieder geöffnet.

In den Häuſern wurde lebhaft hin und her geredet.

War der Kaiser gefangen, so war irgend eine Verräterei im Spiele. Was für eine Republik gegründet worden, das wußte eigentlich niemand so recht.

Indessen brach die Nacht herein.

Gegen neun Uhr näherte sich der Doktor geräuschlos dem Eingange der Mairie, überzeugt, daß sein Gegner den Platz geräumt habe. Mit einer Kreuzhaue suchte er die Pforte einzuschlagen. Der barsche Ruf: „Wer da?“ von einer starken Männerstimme verscheuchte jedoch den Sohn Aeskulaps, der sich schleunigst zurückzog.

Auch bei Anbruch des Tages hatte sich die Lage in nichts geändert.

Die bewaffnete Miliz hielt den Platz besetzt. Die Einwohnerschaft, welche sich dort eingefunden hatte, erwartete mit Spannung eine Lösung. Aus den benachbarten Dörfern waren viele Leute herbeigeeilt.

Dem Doktor dämmerte es endlich auf, daß es sich um seinen Ruf handelte; er beschloß, auf die eine oder andere Art eine durchgreifende Änderung herbeizuführen. Schon war er im Begriff, eine ohne Zweifel nachdrucksame Entschließung zu treffen, als die Thüre des Telegraphenbureau's sich öffnete und die kleine Magd der Posthalterin erschien, in ihrer Hand zwei Papiere haltend.

Zuerst ging sie auf den Kommandanten zu und übergab ihm eine der Depeschen; dann trippelte sie, eingeschüchtert von den auf sie gerichteten Blicken, mit gesenktem Köpfchen quer über den offenen Platz und pochte sachte an die verrammelte Thüre, als ob sie von der belagerten Macht nichts gewußt hätte.

Ganz wenig öffnete sich das Thor; eine Männerhand nahm die Botschaft in Empfang und die Magd kehrte zurück, blutrot im Gesichte, dem Weinen nahe, aus Scham vor der gaffenden Menge.

Mit bebender Stimme sprach der Doktor: „Stille, wenn's gefällig ist!"

Andächtig lauschte die Menge den Worten des Doktors, der sich gewaltig spreizte: „Vernehmt die Mitteilung, welche ich soeben von der Regierung empfange!" Damit erhob er die Depesche und las mit Nachdruck:

„Alter Maire abgesetzt. Wollen Sie ihn schleunigst davon benachrichtigen. Weitere Verhaltungsmaßregeln werden bald folgen. Für den Unterpräfekt:

Sapin, Rat."

Er triumphierte; sein Herz schlug in einem Freudentaumel; mit zitternden Händen hielt er das Papier. Sein ehemaliger Untergebener, der Maurermeister Picart aber rief aus einer benachbarten Gruppe: „Schon gut, aber was zum Kuckuck nützt Ihnen der Wisch, wenn die andern nicht freiwillig gehen."

Herr Massarel erbleichte. In der That, wenn die andern nicht freiwillig das Feld räumten, hieß es jetzt herzhaft handeln. Es war dies umsomehr nicht bloß sein Recht, sondern sogar seine Pflicht.

Ängstlich heftete er seine Blicke nach der Mairie, immer hoffend, daß sich das Thor öffne und seinen Gegner ausspeie.

Es blieb jedoch verschlossen. Was thun? Beständig

wuchs die Menge und drängte sich dichter um die Miliz. Man lachte.

Ein Umstand beunruhigte hauptsächlich den Arzt: Wenn er zum Sturme blies, mußte er auch an der Spitze seiner Mannen marschieren. Und wenn dann unglücklicherweise mit seinem Tode jeder Protest gegen die Organe des Kaiserreiches aufhörte . . . ! denn auf ihn, auf ihn allein schössen Herr von Varnetot und seine Feldhüter. Und sie schossen gut, nur zu gut. Picart ermangelte nicht, es ihm ins Gedächtnis zu rufen. Aber ein kluger Einfall erleuchtete ihn und, zu seinem Lieutenant Pommel sich wendend, sagte er: „Gehen Sie schnell zum Apotheker und bitten Sie ihn um ein weißes Tuch und einen Stock!"

Der Lieutenant stürzte davon.

Eine Parlamentärflagge sollte gemacht werden, deren weiße Farbe vielleicht das legitimistische Herz des Herrn von Varnetot zu rühren vermochte.

Pommel kam mit dem verlangten Stück Leinen und einem Besenstiel. Mit Schnüren wurde die Fahne befestigt. Herr Massarel faßte sie mit beiden Händen und rückte so mit vorgehaltener Fahne vorsichtig gegen die Mairie vor. Vor dem Portal rief er: „Herr von Varnetot!" Plötzlich öffnete sich die Thür und der Gerufene erschien in Begleit seiner drei Feldhüter.

Mit instinktiver Hast prallte der Doktor zurück und sprach, indem er seinen Gegner feierlich grüßte, mit vor Aufregung fast erstickter Stimme: „Mein Herr! Ich bin im Begriff, Ihnen die soeben erhaltenen Befehle zu überbringen."

Ohne den Gruß zu erwidern, entgegnete der Edelmann: „Ich ziehe mich zurück; aber merken Sie sich wohl, weder aus Furcht, noch aus Gehorsam gegen die verhaßte Regierung, welche die Gewalt an sich gerissen hat. „Und, indem er jedes Wort betonte, fügte er die Erklärung bei: „Ich mag nicht die Meinung aufkommen lassen, als ob ich einen einzigen Tag der Republick diene. Das ist's!"

Massarel in seiner Bestürzung wußte nichts zu erwidern. Herr von Varnetot jedoch verschwand schnell um die Ecke, begleitet von seinem Gefolge.

Trunken vor Stolz, kehrte der Doktor zur Menge zurück. Auf Hörweite angekommen, schrie er: „Hurrah, hurrah! Die Republik siegt auf der ganzen Linie!"

Keine freudige Wallung durchzuckte die Zuhörer.

Aber der Arzt fuhr fort: „Das Volk ist frei; ihr seid frei, unabhängig! Seid stolz!" Gleichgültig glotzten die Dorfbewohner ihn an, ohne daß irgend welche Ruhmsucht ihre Augen erleuchtet hätte.

Er seinerseits sah sie an, ungehalten über ihre Gleichgültigkeit. Wie es anstellen, was sagen und thun, um durch einen Hauptstreich dieses ruhige Volk zu elektrisieren und so seine Mission als Führer der Bewegung zu erfüllen? Diese Fragen stellte sich der Kommandant.

Jetzt erfaßte ihn eine plötzliche Eingebung. Sich an Pommel wendend, schnarrt er ihn an: „Lieutenant, holen Sie im Gemeinderatssaale die Büste des Ex-Kaisers und bringen Sie dieselbe, dazu einen Stuhl."

Der Mann erschien bald wieder mit dem Napoleon

von Gyps auf der rechten Schulter und einen Strohsessel in der Linken.

Herr Massarel kam ihm einige Schritte entgegen, nahm den Sessel, stellte ihn auf den Boden, die weiße Büste darauf, und wendete sich dann, indem er einige Schritte zurücktrat, mit weitschallender Stimme an diese: „Tyrann! Da bist du, ein in Koth und Schmutz gefallener Tyrann! Unter deinen Fußtritten röchelte das sterbende Vaterland. Das rächende Schicksal hat dich gebrandmarkt. Niederlage und Schmach haben sich an deine Ferse geheftet, du fällst besiegt als Gefangener Preußens. Und, indem sie deinen zerbrochenen Degen aufnimmt, erhebt sich auf den Trümmern deines zusammenbrechenden Reichs die junge, strahlende Republik!“

Umsonst erwartete er eine Beifallssalve; kein Ruf, kein Händeklatschen ließ sich hören. Die verblüfften Bauern schwiegen und die Büste mit dem spitzigen Schnurrbart, welcher beiderseits über die Wangen vorstand, diese unbewegliche und wie ein Coiffeurschild geschniegelte Büste schien Herrn Massarell mit ihrem gypsernen Lächeln anzusehen, einem unauslöschlichen und spöttischen Lächeln.

So standen sie einander gegenüber; der Napoleon auf seinem Stuhl, der Doktor kerzengerade drei Schritte von ihm entfernt. Verhaltene Wut kochte in ihm. Der Umstand, daß das umstehende Volk gleichgültig blieb, konnte sie nicht mildern. Aber wie es anstellen, um diese bornirte Masse in Fluß zu bringen und so die öffentliche Meinung endgültig fortzureißen?

Da — zufällig ruhte seine Hand auf dem Bauche und fühlte den unter der roten Leibbinde hervorguckenden Kolben des Revolvers. Also zog er in Ermanglung eines geistreichen Wortes oder eines klugen Einfalls seine Waffe, näherte sich auf einen Schritt und schoß, die Mündung dicht aufsetzend, dem Exkaiser in den Kopf.

Die Kugel bohrte in die Stirne ein kleines dunkles Loch, einem Dintenflecken nicht unähnlich. Die gehoffte Wirkung war also gänzlich ausgeblieben und Herr Massarel gab einen zweiten Schuß ab, welcher ein zweites Loch machte, dann einen dritten mit dem nämlichen Erfolg. Auch die andern drei Schüsse wurden losgepfeffert. Die Stirne des unseligen Napoleons zerflog in weißem Staube; aber Augen, Nase, und die feinen Bartspitzen blieben unversehrt. Jetzt stieß der Doktor, auf's Äußerste empört, den Sessel mit der Faust um und schrie, indem er in der Haltung eines Triumphators seinen Fuß auf die Trümmer der Büste setzte: „So müssen alle Verräter zu Grunde gehen!"

Da aber auch jetzt noch niemand aus der Menge Feuer fangen wollte, das Publikum vielmehr vor Erstaunen stumm blieb, rief er den Milizen zu: „Kehre jeder zu seinem Herde zurück!" Er selbst wandte sich mit langen Schritten heimwärts — ein Rückzug, der einer Flucht nicht unähnlich sah.

Beim Nachhausekommen vernahm er von der Magd, daß ihn in seinem Wartezimmer seit mehr als drei Stunden Kranke erwarteten. Er eilte hin. Wer mochte wohl seiner Hilfe harren? — Es war das bäuerliche

Ehepaar, welches an Krampfadern litt. Am Morgen früh waren sie wiedergekommen und hatten als hartnäckige und geduldige Leutchen gewartet.

Der Alte fing denn auch sogleich wieder an, sein Übel zu beschreiben: „Anfangs war's gerade, als ob mir Ameisen die Beine hinaufliefen . . .“

Der Wolf.

Es war am Schluſſe des Eſſens, das der Baron des Ravels zu Ehren Sankt Huberti veranſtaltete, als uns der alte Marquis d'Arville Folgendes erzählte.

Man hatte nämlich an jenem Tage einen Hirſch gehetzt, und der Marquis war unter den Gäſten der einzige geweſen, der an der Verfolgung nicht teilgenommen hatte; denn er jagte nie.

Während der ganzen Dauer der großen Mahlzeit hatte man von nichts anderem als von Tiermetzeleien geredet. Die Damen ſogar zeigten Intereſſe an den blutigen und oft unwahrſcheinlichen Geſchichten, bei denen die Erzähler die Angriffe und Kämpfe der Menſchen gegen die Tiere nachahmten, mit den Armen fuchtelten und ſo laut als möglich ſprachen.

Herr d'Arville erzählte gut mit einer etwas geſchraubten, aber höchſt wirkungsvollen Poeſie. Er hatte die Geſchichte jedenfalls ſchon oft erzählt: denn er ſprach fließend und ohne an den geſchickt auf die Wirkung berechneten Worten zu ſtocken.

„Meine Herren! Ich bin nie auf die Jagd gegangen, mein Vater ebensowenig, mein Großvater ebensowenig und ebensowenig mein Urgroßvater. Dieser letztere war der Sohn eines Mannes, der mehr jagte, als Sie alle. Er starb im Jahre 1764, und ich will Ihnen erzählen, wie.

Er hieß Johannes, war verheiratet und Vater des Knaben, der mein Urgroßvater wurde. Mit seinem jüngern Bruder Franz d'Arville bewohnte er unser Schloß in Lothringen, das mitten in Waldungen liegt.

Aus Liebe zum Jagdvergnügen war Franz d'Arville Junggeselle geblieben.

Die beiden jagten das liebe lange Jahr hindurch unermüdlich, unersättlich, ruhelos. Sie liebten nur dieses, verstanden nichts anderes, redeten auch von nichts anderem, und ihr ganzes Leben ging in diesem auf.

Die schreckliche, unerbittliche Leidenschaft hatte ihre Gemüter mit verzehrender Glut erfüllt, die für nichts anderes Raum ließ.

Sie hatten es sich verbeten, daß man sie je aus irgend welchem Grunde am Jagdvergnügen störe. Mein Urgroßvater wurde geboren, während sein Vater im Begriff war, einen Fuchs zu hetzen. Johannes d'Arville hemmte seinen Lauf nicht, sondern wetterte: „Himmelsapperment! Hätte der Knirps nicht bis nach dem Halali warten können!"

Sein Bruder war noch leidenschaftlicher als er. Kaum war er aufgestanden, so ging er, die Hunde nachzusehen, dann die Pferde, hernach schoß er Vögel

rings um das Schloß her bis zum Aufbruch der Jagd auf irgend ein größeres Wild.

In der Gegend nannte man sie den Herrn Marquis und den jungen Herrn; denn die Adeligen von dazumal machten es nicht wie der Gelegenheitsadel von heutzutage, der in den Titeln eine erbliche Hierarchie aufstellen will. Denn der Sohn eines Marquis ist deshalb noch nicht Graf, noch der Sohn eines Vikomte Baron, so wenig als der Sohn eines Generals von Geburt an schon Oberst ist. Allein die kleinliche Eitelkeit der Gegenwart findet bei dieser Ordnung der Dinge ihren Vorteil.

Doch kommen wir auf meine Vorfahren zurück.

Sie waren, wie es schien, über alle Maßen groß, knochig, stark behaart, hitzig und kräftig. Der Jüngere, von noch größerem Wuchse, als der Ältere, hatte eine so starke Stimme, daß nach einer Redensart, auf die er sich nicht wenig einbildete, alle Blätter des Waldes bebten, wenn er sie zum Rufe erhob.

Es mußte ein herrlicher Anblick sein, zu sehen, wenn sich die beiden in den Sattel setzten, um auf die Jagd zu reiten, die beiden Riesen auf ihren großen Pferden.

Gegen die Mitte jenes Winters des Jahres 1764 herrschte eine außerordentliche Kälte, und die Wölfe wurden frech.

Sie fielen die verspätet heimkehrenden Bauern an, lungerten nachts um die Häuser, heulten von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang und entvölkerten die Stallungen. Da verbreitete sich auf einmal ein Ge-

rücht. Man ſprach von einem koloſſalen Wolfe mit hellgrauem, faſt weißem Fell, der zwei Kinder verzehrt, einer Frau den Arm zerriſſen, alle Hofhunde des Landes erwürgt hatte und ungeſcheut die Einfriedigungen betrat, um an allen Thüren zu ſchnuppern. Die Einwohner behaupteten ſogar, ſein Puſten am Aufflackern der Lichter geſpürt zu haben. Und ſo verbreitete ſich durch die ganze Provinz ein paniſcher Schrecken, ſo daß niemand mehr bei ſinkendem Abend auszugehen wagte. Denn in der Dämmerung ſchien das Bild der Beſtie umzugehen.

Die Brüder d'Arville beſchloſſen, ſie aufzuſuchen und zu erlegen und luden alle Edelleute des Landes zu großen Jagden ein.

Das half nichts. Man konnte lange die Wälder durchſtreifen, die Gebüſche durchſuchen, man fand ihn nicht. Man erlegte dabei wohl Wölfe, aber gerade dieſen nicht. Und jede Nacht, die auf ſolche Streifereien folgte, fiel das Tier, wie um ſich zu rächen, irgend einen Wanderer an oder zerriß ein Stück Vieh, jedoch immer weit von dem Orte entfernt, wo man es geſucht hatte.

In einer Nacht drang er ſogar in den Schweineſtall des Schloſſes d'Arville ein und verzehrte die zwei ſchönſten jungen Tiere.

Die beiden Brüder wurden wütend; denn ſie betrachteten dieſen Angriff als eine durch das Untier erlittene Beleidigung, als eine Herausforderung, eine Kriegserklärung. Mit von Wut geſchwellten Herzen gingen ſie mit ihren ſtärkſten Spürhunden, die an die

Verfolgung der gefürchteten Tiere gewöhnt waren, auf die Jagd.

Vom Morgengrauen bis zur Stunde, da die purpurrote Sonne hinter den großen entlaubten Bäumen niedersank, durchstreiften sie das Dickicht, ohne auf etwas zu stoßen.

Wütend und niedergeschlagen kehrten die beiden Reiter durch eine Allee von Gebüschen langsam heimwärts und wunderten sich, daß ihre Künste durch diesen Wolf zu Schanden gemacht worden waren. Eine geheimnisvolle Furcht hatte sie befallen.

Der Ältere sagte: „Das ist kein gewöhnliches Tier. Es hat allen Anschein, es denke wie ein Mensch.

Der Jüngere erwiderte: „Vielleicht wäre es am Platze, durch unsern Vetter, den Bischof, eine Kugel weihen zu lassen oder irgend einen andern Priester zu ersuchen, die Beschwörungsformel zu sprechen.

Schweigend ritten sie weiter.

Da fuhr Johannes fort: „Sieh, wie rot die Sonne ist. Der große Wolf wird diese Nacht ein Unglück anstellen."

Er hatte den Satz noch nicht vollendet, als sich sein Pferd bäumte, während dasjenige Franzens hinten ausschlug. Ein großes mit dürren Blättern bedecktes Gebüsch öffnete sich vor ihnen, und daraus tauchte eine kolossale, ganz graue Bestie auf und nahm durch das Gehölz Reißaus.

Die beiden stießen vor Freude ein Gebrumm aus, und, indem sie sich auf den Hals ihrer schweren Pferde vorbeugten, trieben sie dieselben durch ihr ganzes

Körpergewicht, durch Zuruf, Geberde und Sporn zu solchem Laufe an, daß es schien, als ob die starken Reiter die schweren Tiere zwischen ihren Schenkeln im Fluge davontrügen.

So gings vorwärts, in gestrecktem Laufe durch die zerstampften Büsche, quer über Schluchten, an steilen Halden hinan, durch Hohlwege hinunter. Dazu bliesen sie aus voller Brust das Hifthorn, um ihre Leute und Hunde herbeizurufen.

Auf diesem tollen Ritte geschah es nun, daß mein Ahn mit der Stirne an einen mächtigen Ast anstieß, der ihm den Schädel spaltete. Auf der Stelle fiel er tot zur Erde, während sein Pferd wie toll davon raste und im sinkenden Schatten des Waldes verschwand.

Der jüngere d'Arville hielt sofort an, stieg ab und nahm seinen Bruder in die Arme. Er sah, wie Hirn und Blut aus der Wunde rann.

Er setzte sich neben dem Körper auf die Erde, hob das entstellte und gerötete Haupt auf seine Kniee und bliebt in Betrachtung des unbeweglichen Antlitzes seines ältern Bruders versunken. Allmählich überkam ihn eine Angst, eine sonderbare ungewohnte Angst, die Furcht vor der Dunkelheit, die Furcht vor der Einsamkeit, vor dem öden Walde und die Furcht vor dem abenteuerlichen Wolfe, der seinen Bruder getötet hatte, als ob er sich an ihnen hatte rächen wollen.

Immer dichter wurde die Dunkelheit, und in den Bäumen krachte der schneidende Frost. Nicht im Stande, länger zu verweilen, erhob sich Franz, fröstelnd und ermattet. Kein Laut drang mehr zu ihm, weder

das Anschlagen der Hunde, noch der Klang des Hifthorns. Totenstille rings am unsichtbaren Horizont. Des eisig kalten Abends düstere Stille beschlich ihn mit fremdartigem Schauer.

Den Riesenleib des Bruders faßte er mit seinen mächtigen Händen, hob ihn auf und legte ihn quer über den Sattel. Er wollte ihn ins Schloß zurückschaffen. Sachte setzte er sich in Marsch, die Sinne noch verwirrt als wie im Rausche, verfolgt von seltsam schauerlichen Gesichtern.

Da, es sank die Winternacht hernieder, huschte über den Weg eine große Gestalt. Es war die Bestie. Ein Schreckensschauer überlief den Jäger, er fühlte an den Lenden etwas Kaltes, wie einen Tropfen Wasser, herniederrieseln, und weitaus holte er zum Zeichen des Kreuzes, wie ein vom Teufel geplagter Mönch, eine solche Bestürzung war beim Anblick des grauenhaften nächtlichen Schwärmers über ihn gekommen. Jetzt glitten seine Blicke auf den vor ihm liegenden Leichnam und, im Nu von der Furcht zum Zorne hingerissen, erbebte er in schrankenloser Wut.

Sein Pferd anspornend, setzte er hinter dem Wolfe drein.

Durch Gebüsche, Schluchten, Hochwald verfolgte er den weißen Schemen, der vor ihm durch die zur Erde sinkende Nacht floh. Das Auge auf ihn geheftet, durchstreifte er Wälder, deren Bild ihm fremdartig vorkam.

Auch sein Pferd schien von seltener Kraft und Wut beseelt. Mit vorgestrecktem Halse galoppierte es

gradaus und stieß Kopf und Füße des Toten, der quer über dem Sattel ruhte, an Bäume und an Felsen. Die Dornen zerzausen seine Haare; die Stirne, an den mächtigen Stämmen aufschlagend, bespritzte sie mit Blut, und die Sporen rissen Fetzen aus der Rinde.

Jetzt verließen Wild und Reiter das Gehölz und erreichten einen Thalgrund in dem Augenblicke, als eben der Mond über den Bergen erschien. Das steinigte Thal durch gewaltige Felsen eingeschlossen, hatte keinen Ausgang. Der Wolf war in einer Sackgasse gefangen und kehrte um.

Franz stieß ein Freudengeheul aus, das vom Echo mit donnerähnlichem Rollen zurückgegeben wurde, und sprang vom Pferde, seinen Hirschfänger in der Hand.

Die Bestie erwartete ihn mit gesträubtem Haar und gekrümmtem Rücken. Ihre Augen blitzen wie zwei Sterne. Bevor jedoch der gewaltige Jäger den Kampf eröffnete, faßte er seinen Bruder, setzte ihn auf einen Felsen und unterstützte sein Haupt mit Steinen, das arme Haupt, das nur mehr ein Blutflecken war. Wie einem Tauben schrie er ihm in die Ohren: „Schau, Johannes, schau her!“

Dann stürzte er auf das Ungetüm los. Er fühlte sich stark genug, Berge über den Haufen zu werfen und mit den Händen Steine zu zermalmen. Das Tier suchte ihn zu packen, ihm den Bauch aufzureißen; allein er hatte es am Halse gefaßt, ohne nur von seiner Waffe Gebrauch zu machen. So erdrosselte er es gemächlich und lauschte auf den allmählich stockenden Athem in der Kehle und den allmählich stockenden

Pulsschlag des Thieres und er lachte im thörichten Genuß seines Triumphes, schloß immer stärker seine gewaltige Umschlingung und rief voll närrischer Freude: „Sieh, Johannes, sieh!“ Jetzt hörte jeder Widerstand auf; der Körper des Wolfes wurde schlaff. Er war tot.

Franz nahm ihn in die Arme, hob ihn auf und warf ihn dem Ältern zu Füßen, indem er mit zärtlicher Stimme wiederholte: „Da, da hast du ihn, mein kleiner Hans, da ist er!“

Dann legte er die zwei Kadaver aufeinander quer übers Pferd und setzte seinen Weg fort.

Lachend und weinend, wie Gargantua bei der Geburt Pantagruels, kam er im Schlosse an, stieß ein Triumpfgeschrei aus und stampfte vor trunkener Lustigkeit, als er den Tod des Tieres erzählte, und wimmerte und raufte sich den Bart, als er den Tod des Bruders berichtete.

Und später oft, wenn er von diesem Tage sprach, sagte er mit Thränen in den Augen: „Wenn nur der arme Hans mir hätte zusehen können, wie ich den andern erwürgte, so wäre er zufrieden gestorben, dessen bin ich gewiß!“

Die Witwe meines Urgroßvaters flößte dem Waisenknaben einen Abscheu vor der Jagd ein, und diese hat sich vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt bis auf mich.“

Hier war die Geschichte des Marquis d'Arville zu Ende, da fragte jemand:

„Diese Geschichte ist doch eine Erdichtung?“

Aber der Erzähler antwortete: „Ich schwöre Ihnen, daß sie wahr ist von A. bis Z.“

Mit sanftem Stimmchen erklärte eine Dame:

„Es ist eben doch schön, wenn man solche Leidenschaften hat.“

Das Kind.

Jacques Bourdillere war einer von denen, die sich verschwören, niemals zu heiraten. Auf einmal änderte er seine Ansicht und zwar sehr schnell, während der Sommerfrische im Seebad.

Als er eines Morgens auf dem Sande ausgestreckt dalag, ganz in die Betrachtung der aus dem Wasser steigenden Frauen versunken, fiel ihm ein Füßchen durch seine Zierlichkeit und Zartheit auf, und als er seine Blicke erhob, da war er von dem ganzen Wesen bezaubert. Übrigens konnte er von der Person bloß die Füße, sowie den aus dem weißen flanellenen, wohl verschlossenen Badeanzug herausragenden Kopf sehen. Jacques Bourdillere galt mit Recht für einen Lebemann; es ist daher begreiflich, daß er zuerst einzig durch die Anmut der Formen angezogen wurde. Dann aber wurde er gefesselt durch den Zauber eines sanften jungfräulichen Wesens, das einfach und gut, frisch wie die Wangen und Lippen war.

Als er der Familie vorgestellt wurde, gefiel er und

war bald bis über die Ohren verliebt. Sah er Bertha Lannis von Weitem auf der langgestreckten mit gelbem Sande bedeckten Küste, so bebte er am ganzen Leibe, in ihrer Nähe wurde er ganz still; denn er war dann außer Stande, etwas zu sagen oder auch nur zu denken, so sehr wallte es in seinem Herzen, brauste es in seinen Ohren. Ja, sein geistiges Wesen gerieth ganz außer sich. Also das war die Liebe, so war sie beschaffen?

Er wußte es nicht, er verstand sich nicht darauf; aber auf jeden Fall war er fest entschlossen, dieses Kind zu seiner Frau zu machen.

Lange zögerten die Eltern mit ihrer Einwilligung; denn sie waren durch den schlechten Ruf des jungen Mannes stutzig gemacht worden. Er hatte, wie man sich erzählte, eine Geliebte, einen „alten Schatz," ein altes, festes Liebesverhältnis, eines jener Bande, die immer noch halten, auch wenn man sie zerrissen wähnt. Zudem war es nur zu bekannt, daß Jacques Bourdillere während einer mehr oder weniger langen Zeit eigentlich alle Frauen gern gehabt hatte, die im Bereich seiner Lippen seinen Lebenspfad kreuzten.

Dann auf einmal hatte er mit seiner Geliebten gebrochen, ohne nur zu gestatten, sie noch ein einziges Mal zu sehen, obschon er mit ihr so lange innig verbunden gewesen. Einer seiner Freunde ordnete die Leibrente jenes Frauenzimmers und sicherte so ihre Existenz. Jacques bezahlte, wollte jedoch von ihr nicht reden hören und behauptete sogar, nicht einmal mehr ihren Namen zu wissen. Sie schrieb Briefe, die er nicht öffnete. Jede Woche kam ihm die unbeholfene

Schrift der Verstoßenen zu Gesicht, und mit jeder Woche stieg sein Zorn über dieselbe. Jeweilen zerriß er hastig Umschlag und Papier der Briefe, ohne sie geöffnet, ohne eine Linie, eine einzige Linie gelesen zu haben; denn er wußte zum Voraus, daß sie nur Vorwürfe und Klagen enthalten würden.

Da man gar nicht an seine Beständigkeit und Treue glaubte, ließ man die Probezeit den ganzen Winter andauern. Erst im Frühjahr wurde seine Bitte erhört, und in den ersten Tagen des Monats Mai fand zu Paris die Hochzeit statt.

Es war ausgemacht worden, daß sie die Hochzeitsreise ins klassische Land des Petrarca nicht machen würden. Nach einem kleinen Ball, einer Hüpferei für junge Bäschen, die, um die Strapazen dieses langen Tages voll Zeremonien nicht ins Endlose zu ziehen, sich nicht über elf Uhr ausdehnen sollte, sollten die jungen Gatten ihre erste Nacht in dem Hause der Familie zubringen und dann am folgenden Morgen nach der für ihre Herzen theuren Küste verreisen, wo sie sich kennen und lieben gelernt hatten.

Man tanzte im großen Wohnzimmer, als der Abend hereinbrach. Die Beiden hatten sich in ein kleines japanesisches Boudoir zurückgezogen, das mit hell schimmernden Seidenstoffen ausgeschlagen und für diesen Abend nur schwach durch die gedämpften Strahlen einer großen farbigen Laterne erleuchtet war, die wie ein gewaltiges Ei von der Decke herunterhing. Durch das halboffene Fenster strich bisweilen ein frischer Windhauch wie eine luftige Liebkosung über die Gesichter; denn

der Abend war mild, ruhig und voll Frühlings-Wohlgerüche.

Sie sprachen nichts; die Hände hatten sie ineinandergelegt und drückten sich dieselbem von Zeit zu Zeit mit aller Kraft. Sie saß da mit träumerischen Blicken, durch die große Veränderung in ihrem Leben ein wenig bestürzt, aber lächelnd und gerührt. So nahe ihr bisweilen das Weinen stand, so nahe war sie daran, in Wonne zu zerfließen; denn sie betrachtete die Welt in einem ganz anderen Lichte seit der für sie bevorstehenden Änderung. Ohne zu wissen weßhalb, war sie unruhig und fühlte Körper und Geist von einer unerklärlichen und zugleich köstlichen Abspannung befallen.

Beständig schaute er sie mit einem sich gleich bleibenden Ausdruck des Lächelns an. Zwar wollte er sprechen, fand aber nichts und saß da, indem er all' seine Zärtlichkeit durch den Händedruck offenbarte. Von Zeit zu Zeit murmelte er „Bertha!" und schlug dabei mit einem sanften und zärtlichen Blick die Augen zu ihr auf. Eine Sekunde lang vertieften sich ihre Blicke gegenseitig, und er, von diesem Schauen durchdrungen und beseeligt, senkte die Augen wieder. Sie fanden keinen Gedanken, der des Austausches wert gewesen wäre. Man ließ sie allein; doch wenn etwa ein Tänzerpaar an ihnen vorbeischwebte, warf er verstohlen seine Blicke auf sie, als ob es verschwiegener und vertrauter Zeuge eines Geheimnisses geworden wäre.

Da öffnete sich eine Seitenthür, ein Diener trat ein und brachte auf einem Präsentirteller einen eiligen Brief, den soeben ein Dienstmann abgegeben hatte.

Zitternd, von einer unbestimmten und plötzlichen Furcht befallen, der ahnungsvollen Furcht unvorhergesehenen Unheils, ergriff Jacques jenes Papier.

Lange prüfte er den Umschlag, dessen Aufschrift ihm unbekannt war, wagte nicht ihn zu öffnen, wünschte um keinen Preis, ihn lesen zu müssen oder nur Notiz von ihm zu nehmen, hatte die größte Lust, ihn in die Tasche zu stecken und zu sich selber zu sagen: „Auf Morgen. Morgen werde ich weit weg sein, und dann, was kümmert mich das!“ Allein zwei in der Ecke stehende, mit großen Schriftzügen gemalte und unterstrichene Worte: „Sehr dringlich“, hielten ihn davon ab und jagten ihm zugleich Schrecken ein. Er bat: „Sie gestatten, meine Liebe?“ zerriß das zusammengeklebte Papier und las. Er las das Billet, wurde schrecklich bleich, indem er es auf einmal durchflog und dann es langsam wieder zu buchstabieren schien.

Als Jacques Bourdillere den Kopf wieder erhob, war sein ganzes Gesicht verstört. Er stammelte: „Meine liebe Kleine, mein — meinem besten Freund widerfährt ein großes, sehr großes Unglück. Er bedarf meiner sofort . . . auf der Stelle . . . in einer Angelegenheit auf Leben und Tod. Gestatten Sie mir, daß ich mich auf zwanzig Minuten entferne? Ich werde gleich wieder hier sein.“

Zitternd und verwirrt stotterte sie: „So gehen Sie, mein Lieber.“ Noch war sie zu wenig seine Frau, um ihn fragen, alles von ihm wissen zu dürfen. Er entfernte sich. Sie aber blieb allein zurück und hörte dem Tanzen im anstoßenden Wohnzimmer zu.

Er hatte seinen Hut genommen, oder eigentlich den ersten besten, und irgend einen Überzieher und lief eilends die Treppe hinunter. Bevor er aus dem Hausflur auf die Gasse trat, stand er unter dem Gasleuchter still und überlas den Brief nochmals.

Sein Inhalt war folgender:

„Geehrter Herr!

Ein Fräulein Ravet, wie sie angiebt, Ihre alte Geliebte, ist soeben mit einem Knaben niedergekommen, von dem sie behauptet, daß er Ihnen gehöre. Die Mutter, die im Sterben liegt, bittet Sie inständig um Ihren Besuch. Ich bin so frei, Ihnen zu schreiben und Sie zu ersuchen, diesem Frauenzimmer die letzte Zusammenkunft zu gewähren. Sie scheint sehr unglücklich und bemitleidenswert zu sein.

Ihr ergebenster

Dr. Bonnard."

Als er in das Zimmer der Wöchnerin trat, kämpfte sie schon mit dem Tode und war so entstellt, daß er sie nicht erkannte. Der Arzt und zwei Wärterinnen pflegten sie. Überall auf dem Boden standen Eimer mit Eis.

Das vergossene Wasser überschwemmte den Zimmerboden. Zwei Kerzen brannten auf einem Möbel, und hinter der Bettstelle lag in einem kleinen Weidenkorbe das schreiende Knäblein. Bei jedem Schrei versuchte die Mutter eine Bewegung, doppelt gequält und zähneklappernd unter den eiskalten Kompressen.

Sie erkannte Jacques und wollte ihm die Arme

entgegenstrecken; vor Schwäche konnte sie es nicht; aber auf ihren fahlen Wangen flossen Thränen sachte hernieder.

Er stürzte an ihrem Bette auf die Kniee nieder, ergriff die herabhängende Hand und küßte sie wie rasend. Dann näherte er sich ganz sachte ihrem abgezehrten Gesichte, das bei seiner Berührung bebte. Eine der Wärterinnen war nebenan getreten und beleuchtete mit der Kerze die beiden; der Arzt aber hatte sich in den Hintergrund des Zimmers zurückgezogen, von wo er der Szene zusah.

Jetzt fing sie wie mit ferner Stimme, mühsam atmend, zu sprechen an: „Ich bin am Sterben, mein Geliebter; versprich mir, bis ans Ende hier zu bleiben. O, verlaß mich jetzt nicht, verlaß mich nicht im letzten Augenblick!“

Schluchzend küßte er ihre Stirne und Haare und flüsterte: „Sei ruhig, ich werde bleiben!“

Die Sprache versagte ihr mehrere Minuten lang, so hinfällig war sie. Dann fing sie wieder zu sprechen an: „Er gehört dir, der Kleine. Ich schwör dir's vor Gott, ich schwör dir's bei meiner Seele, ich schwör dir's angesichts des Todes. Ich habe keinen andern Mann geliebt als nur dich . . . Versprich mir, ihn nicht zu verlassen.“

Nochmals versuchte er, diesen elenden, gepeinigten und blutleeren Körper in seine Arme zu nehmen und, von Gewissensbissen und Gram ganz bethört, stammelte er: „Ich schwöre dir's, ich werde ihn erziehen und lieben. Er wird immer bei mir sein. Da versuchte

sie Jacques zu umarmen; allein unfähig ihr schwaches Haupt zu heben, strebte ihre blassen Lippen nach einem Kusse. Er näherte seinen Mund, um diese klägliche und bittende Liebkosung entgegenzunehmen.

Das beruhigte sie ein wenig, und sie flüsterte kaum hörbar: „Bring ihn hieher, damit ich sehe, wie du ihn lieb hast."

Er holte das Kind und legte es sachte auf das Bett, zwischen sie. Jetzt hörte der Kleine zu wimmern auf. Sie murmelte: „Mein Lieber, rühr dich nicht mehr!" Und er machte keine Bewegung mehr und blieb so und hielt in seiner heißen Hand diese von Todesschauern durchzuckte Hand, wie er soeben eine andere Hand gehalten hatte, die von Liebesschauern durchbebt gewesen war. Von Zeit zu Zeit streifte sein Blick flüchtig die Uhr und verfolgte den Zeiger, der zwölf Uhr, dann ein, dann zwei Uhr hinter sich ließ.

Der Arzt hatte sich zurückgezogen, die Wärterinnen waren auf ihren Stühlen eingenickt, nachdem sie noch einige Male mit leisen Schritten durch das Zimmer geschlichen waren. Das Knäblein schlief und auch die Mutter schien mit geschlossenen Augen zu ruhen.

Da auf einmal, als das blasse Tageslicht durch die gekreuzten Vorhänge hereinsickerte, streckte sie ihre Arme mit einem so unerwarteten und heftigen Rucke aus, daß sie beinahe ihr Kind zur Erde geworfen hätte. Ein leiser Seufzer glitt aus ihrer Kehle; dann lag sie regungslos auf dem Rücken, tot.

Die Wärterinnen eilten herbei und erklärten: „Es ist aus."

Ein letztes Mal betrachtete er das Weib, das geliebt, hierauf die Uhr, sie zeigte auf vier, und mach sich davon mit dem Kinde im Arm. Seinen Überzieher vergaß er, er war im Frack.

Als er seine junge Frau allein gelassen, hatte sie zuerst ganz ruhig in dem kleinen japanesischen Boudoir gewartet. Da sie ihn jedoch nicht zurückkehren sah, war sie in das Wohnzimmer getreten. Wiewohl in gräßlicher Unruhe, behielt sie eine gleichgiltige und ruhige Miene bei. Ihrer Mutter, die sie allein sah und gefragt hatte: „Wo ist denn dein Mann?“ hatte sie zur Antwort gegeben: „Auf seinem Zimmer, er kommt sofort zurück.“

Nach Verfluß einer Stunde, als jedermann sie mit Fragen bestürmte, gestand sie den Umstand mit dem Briefe und dem bestürzten Gesichte Jacques', sowie seinen Befürchtungen wegen eines Unglücks ein.

Man wartete immer noch. Die Gäste gingen weg und nur die nächsten Verwandten blieben. Um Mitternacht brachte man die laut schluchzende junge Gattin zu Bette. Ihre Mutter und zwei Tanten hörten, stumm und trostlos am Bette sitzend, ihrem Weinen zu . . . Der Vater aber hatte sich zum Polizeikommissar verfügt, um Erkundigungen einzuziehen.

Um fünf Uhr wurde im Korridor ein leises Geräusch hörbar, eine Thüre wurde geöffnet und sachte zugeschlossen, und durch das stille Haus fuhr plötzlich ein schwacher Schrei wie das Miauen einer Katze.

Alle Frauen waren plötzlich aufgesprungen, und

sie [illegible]
Bertha, als die erste trat im Morgenrocke vor, ihrer Mutter und Tanten ungeachtet.

In der Mitte des Zimmers stand Jacques bleich und atemlos. In seinen Armen hielt er ein Kind.

Erschrocken blickten ihn die vier Frauen an; aber Bertha, die mit einem Schlage beherzt worden war, trat beklommenen Herzens auf ihn zu und fragte: „Was giebts, sagen Sie, was giebts?“

Er sah verstört aus und antwortete mit stockender Stimme: „Da ist . . . da ist ein Kind, dessen Mutter soeben gestorben ist . . .“

Mit diesen Worten hielt er ihr in seinen ungeschickten Händen den heulenden Säugling hin.

Ohne ein Wort zu sagen, nahm Bertha das Kind, küßte es und drückte es an ihr Herz. Und indem sie ihren Gatten mit thränenvollen Augen anblickte, sagte sie: „Die Mutter ist gestorben, sagen Sie?“ Er antwortete: „Ja, soeben — in meinen Armen — Ich hatte schon seit dem Sommer das Verhältnis gelöst . . . Ich wußte nichts . . . Der Arzt hat mich kommen lassen . . .“

Aber Bertha sagte leise: „Wohlan, so wollen wir den Kleinen erziehen.“

Eine Weihnachtsgeschichte.

Der Doktor Bonenfant durchstöberte sein Gedächtnis und murmelte mehrmals vor sich hin: „Eine Weihnachtserinnerung? Eine Weihnachtserinnerung?“

Plötzlich rief er aus: „Und doch, ich habe eine recht sonderbare, eine recht fantastische Geschichte. Ich habe ein Wunder gesehen! Ja, meine Damen, ein Wunder am Weihnachtsabend.

Sie wundern sich, mich so reden zu hören, mich, der an gar nichts glaubt. Und dennoch habe ich ein Wunder gesehen. Gesehen hab ich's, gesehen, mit meinen eigenen Augen gesehen, was man nur gesehen nennt.

Sie nehmen wohl an, daß ich davon sehr überrascht war? Durchaus nicht; denn wenn ich auch Ihre Glaubensansichten nicht theile, so glaube ich doch an den Glauben, von dem ich weiß, daß er Berge versetzen kann. Davon könnte ich Ihnen viele Beispiele erzählen. Doch möchte ich Sie nicht langweilen und vor Allem mich nicht um die Wirkung meiner Geschichte bringen.

Ich will Ihnen zum Voraus gestehen, daß wenn

ich auch von dem, was ich gesehen, nicht sehr überzeugt und bekehrt, ich doch davon stark ergriffen worden bin. So werde ich denn versuchen, Ihnen die Sache so einfältig zu erzählen, als ob ich den dicksten Köhlerglauben theilte.

Zur Zeit der Begebenheit war ich noch Landarzt und bewohnte den Marktflecken Rolleville mitten in der Normandie.

Der Winter jenes Jahres war entsetzlich. Mit Ende November begann der Schneefall nach einer Woche Frostwetters. Aus fernem Norden sah man dichtes Gewölk heranrücken, und das weiße Niederwirbeln der Flocken begann.

In einer Nacht war die ganze Ebene davon eingehüllt. Unter der steten Anhäufung dieses dichten und leichten Mooses schienen die viereckigen Bauerngehöfte einzuschlafen, und die großen bereiften Baumgruppen hüllten sie wie mit einem Schleier ein.

Kein Laut drang durch die erstarrte Landschaft, die bloß durch Schwärme von Krähen belebt war, die am Himmel ihre Kreise zogen, vergeblich nach Nahrung späheten und sich gemeinsam auf die fahlen Felder niederließen, wo sie den Schnee mit ihren großen Schnäbeln pickten.

Kein Laut war zu hören, als nur das duftige Niedergleiten des stets fallenden Schnees.

Endlich nach acht bangen Tagen hörte die Schneefluth auf, und die Erde trug um ihre Schultern einen fünf Fuß dicken Mantel.

Und während der drei darauffolgenden Wochen

spannte sich über die glatte, harte und leuchtende Schneedecke ein heller Himmel, der bei Tage kristallblau, bei Nacht mit Sternen besät war, die wie Glas glitzerten und flimmerten, so streng und starr erschien der weite Himmelsraum.

Die Ebene mit ihren von Ulmen besetzten Hecken, alles schien todt, getödtet durch den Frost. Weder Menschen noch Thiere wagten sich mehr in's Freie. Nur die Schornsteine der in ihrem weißen Hemde dastehenden Hütten verrieten durch die dünnen, senkrecht in die Luft aufsteigenden Rauchsäulen das darin verborgene Leben.

Von Zeit zu Zeit hörte man die Bäume krachen, wie wenn ihre hölzernen Glieder unter der Rinde geborsten wären, und dann und wann löste sich ein dicker Ast und viel hernieder; denn der alles bezwingende Frost hatte den Saft versteinert und die Fasern gesprengt.

Die durch die weite Landschaft zerstreut liegenden Ortschaften schienen hunderte von Stunden von einander entfernt zu sein. Man trieb's, wie es gehen mochte. — Bei meinen Besuchen der nächsten Patienten lief ich oft Gefahr, irgendwo in einer Vertiefung im Schnee stecken zu bleiben. Zugleich machte ich dabei die Beobachtung, daß über dem Lande eine geheimnisvolle Furcht schwebte. Eine solche Geißel, sagte man, kann nichts natürliches sein. Man behauptete, daß man bei Nacht Stimmen höre, ein schrilles Sausen, Pfeifen und Wehklagen, das im Vorüberziehen die Gemüter erschreckte.

Dieses Geschrei und Gepfeife rührte zweifelsohne von den Zugvögeln her, die zur Zeit der Dunkelheit massenhaft nach dem Süden flohen. Aber bringen Sie bethörten Leuten Vernunft bei, wenn Sie's können. Ein plötzlicher Schrecken hatte die Gemüter ergriffen, und man erwartete ein außerordentliches Ereigniß.

An der nunmehr unsichtbaren und öden Heerstraße lag am Eingang des Weilers Epivent die Schmiede von Meister Vatinel. Da den Leuten das Brot ausgegangen war, so entschloß sich der Hausvater, in's Dorf zu gehen. Er verplauderte dort einige Stunden und versah sich in den sechs Häusern, welche den Mittelpunkt der Gegend bilden, mit Brot und Neuigkeiten — und ein wenig mit der Furcht, die die ganze Gegend gefangen hielt.

Vor Nacht noch machte er sich auf den Heimweg.

Während er längs einer Hecke dahinschritt, war es ihm, als ob er auf dem Schnee ein Ei liegen sehe, in der That, ein Ei, das so schneeweiß dalag wie die übrige Welt. Er bückte sich, und siehe! es war ein Ei. Woher kam es? Welche Henne hatte nur aus dem Hühnerstall entweichen und hierher kommen können, und ein Ei zu legen? Der Schmied staunte und sann, ohne verstehen zu können; doch hob er das Ei auf und brachte es seiner Frau.

„Da, mein Schatz, ein Ei, das ich auf der Straße gefunden."

Die Frau schüttelte den Kopf. „Ein Ei auf der Straße? Bei dem Wetter, du bist wahrhaftig betrunken!"

„Nein doch, mein Schatz, lag es doch an einer Hecke und war noch warm, nicht gefroren. Da sieh her, ich trug es auf dem Leibe damit es nicht erkalte. Du kannst es zum Abendessen verspeisen.“

Das Ei wurde in den Kochkessel gelegt, wo eben die Suppe brodelte. Während der Zeit hob der Schmied an, zu erzählen, was man in der Gegend alles sagte.

Erbleichend hörte das Weib zu.

„Das Pfeifen habe ich vorige Nacht auch ganz deutlich gehört, schien es doch, als käm' es aus dem Schornstein!“

Man setzte sich zu Tische und aß die Suppe. Während nun der Gatte ein Butterbrot strich, nahm die Frau das Ei und prüfte es mit einem mißtrauischen Blicke.

„Wenn's etwas in dem Ei hätte?“

„Nun, was soll's denn drin haben?“

„Ich weiß nicht, allein —?“

„A bah, iß es und thu nicht so dumm.“

Sie öffnete das Ei. Es sah aus wie alle Eier und dazu recht frisch.

Zögernd fing sie an, zu essen, indem sie es versuchte, wieder hinlegte und es abermals nahm. Der Mann sagte: „Nun, und was für einen Geschmack hat's denn, das Ei?“

Sie antwortete nichts und verschluckte es vollends. Dann heftete sie plötzlich auf ihren Mann ein Paar stiere, verstörte, närrische Augen, hob die Arme, rang sie und rollte, vom Kopf bis zu den Füßen zuckend, zur Erde und stieß ein gräßliches Geschrei aus.

Während der ganzen Nacht wand sie sich in fürchterlichen Krämpfen, von Schüttelfrösten und scheußlichen Zuckungen gräßlich geplagt. In seiner Ohnmacht sie zu beruhigen, mußte sie der Schmied binden.

Sie heulte beständig und mit unermüdlicher Stimme: „Ich hab's im Leib! Ich hab's im Leib!"

Am folgenden Tage wurde ich gerufen. Ich verordnete alle üblichen besänftigenden Mittel, ohne die geringste Wirkung zu erzielen. Sie war verrückt.

Und ungeachtet des tiefen Schnees verbreitete sich mit unglaublicher Schnelligkeit von Bauernhof zu Bauernhof als neueste Neuigkeit: „Die Frau des Schmiedes ist besessen!" Von allen Seiten strömten die Leute herbei, durften jedoch nicht in's Haus hinein. Doch hörte man von weitem schon ihr fürchterliches Geschrei, das sie mit einer so starken Stimme hervorstieß, daß man kaum begreifen konnte, wie eine menschliche Kreatur solches hervorzubringen im Stande war.

Jetzt wurde der Dorfpfarrer benachrichtigt. Es war ein beschränkter alter Priester. Schleunigst eilte er herbei, mit dem Chorhemde angetan, als ob es gelte, einem Sterbenden die letzte Ölung zu geben. Mit ausgebreiteten Armen sprach er die Formeln zur Teufelsbeschwörung, während vier Mann die schäumende und sich windende Frau auf ihrem Bette aufrecht hielten.

Allein der Geist war nicht zu bannen.

Weihnachten rückte heran, ohne daß sich die Witterung geändert hätte.

Am Morgen des heiligen Tages kam der Priester zu mir und sagte: „Ich hätte Lust, die Unglückliche diese Nacht dem Meßamte beiwohnen zu lassen. Vielleicht thut Gott an ihr ein Wunder zu der Stunde, da er aus dem Leibe einer Jungfrau entsproßte.

Ich antwortete dem Geistlichen: „Ich bin vollständig Ihrer Meinung, Herr Pfarrer. Wenn die heilige Handlung ihr Herz erschüttert, und nichts kann geeigneter sein, es zu bewegen, so kann sie gerettet werden, ohne daß wir ein anderes Heilmittel versuchen."

„Sie sind zwar Ungläubiger, Herr Doktor," murmelte der alte Geistliche, „aber Sie helfen mir dabei, nicht wahr? Würden Sie es auf sich nehmen, sie herbeizuführen?"

Ich sagte ihm meine Hilfe zu.

Der Abend kam heran, und bald auch die Nacht. Die Glocke ertönte und schickte ihre klagende Stimme durch den stillen Raum, über die weiße von eiskaltem Schnee verhüllte Fläche.

Und folgsam dem ehernen Rufe vom Kirchturm herab erschienen sie allmählich die dunkeln Gestalten. Vollmondschein scharf und bleich übergoß den ganzen Himmelsraum und machte die trostlose Bläße der Gefilde um so sichtbarer.

Mit vier kräftigen Männern, die ich gedungen hatte, begab ich mich zur Schmiede.

Immer noch heulte die an ihr Lager gefesselte Besessene. Ihres Widerstandes ungeachtet, wurde sie angekleidet und weggetragen.

Die kalte, hell erleuchtete Kirche war mit Leuten

angefüllt. Die Sänger ließen ihre einförmigen Weisen ertönen, die Posaunen erschallten und das Glöckchen des Chorknaben bestimmte mit seinem Klingeln das Verhalten der Gläubigen.

Die Frau mit ihren Wächtern wurde in die Küche des Pfarrhauses eingeschlossen, und ich erwartete den zum Handeln günstigen Augenblick.

Dazu wählte ich den Moment nach dem Abendmahl. Die gläubigen Landleute, Männer wie Frauen, hatten als Zeichen der Sühne und der Verzeihung aller Sünden ihren Gott empfangen, und der Priester vollendete vor dem Altar das göttliche Meßopfer Tiefe Stille herrschte.

Jetzt wurde auf meinen Befehl die Thüre geöffnet und meine vier Gehülfen trugen die Irrsinnige herein.

Sowie sie die Lichter, die knieende Menge, das strahlende Chor und das vergoldete Tabernakel erblickte, schlug sie mit solcher Heftigkeit um sich, daß sie uns beinahe entwischt wäre, und erhob ein so durchdringendes Geschrei, daß ein Schauer des Entsetzens durch die ganze Kirche lief. Einige Anwesende wandten sich zur Flucht.

Sie glich mit ihrem verzerrten Gesicht und dem unstäten Blick ihrer Augen keinem weiblichen Wesen mehr, so zusammengeschrumpft und verrenkt erschien sie unter unsern Händen.

Man schleppte sie bis zu den Stufen des Chores, wo man sie mit Gewalt zur Erde niedergekauert festhielt.

Der Priester hatte sich erhoben und wartete. So-

bald er sah, daß sie anhielt, nahm er die goldstrahlende Monstranz mit der weißen Hostie in der Mitte in die Hände, trat einige Schritte vor, erhob sie mit ausgestreckten Armen über sein Haupt und hielt sie den verstörten Blicken der Besessenen hin.

Immer noch schrie sie, heftete aber das Auge starr auf den glänzenden Gegenstand.

Der Pfarrer aber blieb so unbeweglich stehen, daß man ihn wohl für eine Bildsäule halten konnte.

Das dauerte lange, lange.

Das Weib schien von Furcht ergriffen, gebannt zu sein. Sie betrachtete steif die Monstranz, immer noch von schrecklichen doch selteneren Zuckungen geschüttelt. Sie schrie zwar immer noch, aber mit einer weniger gellenden Stimme.

Und das dauerte wieder lange.

Es schien, als habe sie ihre Augen nicht mehr niederschlagen können, als sei ihr Blick an die Hostie genagelt. Sie ächzte nur noch, und ihr starrer Körper erschlaffte und sank zusammen.

Die Menge Volkes lag auf den Knieen mit dem Antlitz zur Erde.

Plötzlich schlug die Besessene die Augenlieder nieder, um sie eben so rasch wieder zu öffnen, als ob sie unfähig gewesen wäre, den Anblick ihres Gottes zu ertragen. Jetzt hatte sie aufgehört, zu schreien. Auf einmal bemerkte ich, daß ihre Augen geschlossen blieben. Sie schlief den Schlaf der Somnambulen, hypnotisiert, wenn Sie gestatten, besiegt durch die beharrliche Be-

trachtung der Monſtranz mit den goldenen Strahlen, niedergeſchmettert durch den ſiegreichen Heiland.

Man trug die ſcheinbar Lebloſe hinweg, während der Prieſter die Stufen zum Altar emporſtieg.

Die aufgeregte Menge ſtimmte als Danklied ein Tedeum an.

Die Frau des Schmiedes aber ſchlief in einem fort vierzig Stunden und erwachte endlich, ohne eine Erinnerung an die Beſeſſenheit und ihre Erlöſung von deren Qualen zu haben.

Dies iſt, meine Damen, das Wunder, das ich geſehen.

Der Doktor Bonenfant ſchwieg. Dann fügte er mit Widerſtreben bei: „Ich konnte mich nicht weigern, die Thatſache ſchriftlich zu bezeugen.“

Die Königin Hortense.

In Argenteuil nannte man sie Königin Hortense. Niemand erfuhr je weshalb. Vielleicht weil sie so laut sprach wie ein Offizier, der kommandiert, vielleicht weil sie groß, knochig und dazu befehlshaberisch war, vielleicht weil sie ein ganzes Volk von jenen Haustieren beherrschte, die den alten Jungfern so lieb sind, als da sind Hühner, Hunde, Katzen, Zeisige und Papageien. Jedoch verwöhnte sie diese zur Familie gehörenden Tiere durchaus nicht, weder mit Hätscheleien, noch mit Kosenamen, noch mit jenen Beweisen kindischer Zärtlichkeit, die von den Lippen der Frauen auf den Sammetpelz der spuhlenden Katze niederzuträufeln pflegen. Sie befehligte ihre Tiere mit dem Anschein moralischer Überlegenheit; sie herrschte.

Sie war in der That eine alte Jungfer, eine jener alten Jungfern mit scharfer Stimme, eckigen Manieren und scheinbar verhärtetem Herzen. Sie ließ weder einen Widerspruch, noch eine Entgegnung, weder ein Zögern noch eine Nachlässigkeit, weder Trägheit noch Ermüdung

gelten. Nie hatte man sie sich beklagen, noch irgend etwas bedauern, noch irgendwen beneiden hören. Mit einer fatalistischen Überzeugung sagte sie: „Jedem das Seine!“ In die Kirche ging sie nie, liebte die Priester nicht, glaubte auch nicht an Gott und nannte die religiösen Dinge: „Ware für Flenner.“

Seit dreißig Jahren, da sie das kleine Haus mit dem Garten längs der Straße bewohnte, hatte sie an ihren Gewohnheiten festgehalten und einzig mit unerbittlicher Konsequenz ihre Mägde gewechselt, sobald sie in das einundzwanzigste Jahr gingen.

Ihre Hunde, Katzen und Vögel ersetzte sie ohne Thränen und ohne Klagen, wenn sie vor Altersschwäche oder infolge eines Unfalls draufgingen, und begrub die Tierleichen mit einem kleinen Spaten in ihrem Garten, und schlug gleichgültig mit den Füßen die Erde auf dem kleinen Grabhügel fest.

In der Stadt hatte sie einige Bekannte, es waren Beamtenfamilien, deren Männer alle Tage nach Paris gingen. Von Zeit zu Zeit war sie auf den Abend zu einer Tasse Thee eingeladen. Bei diesen Besuchen schlief sie regelmäßig ein, so daß man sie wecken mußte, damit sie heimkehren konnte. Sie litt nicht, daß man sie heimbegleitete; denn Furcht kannte sie keine, weder bei Tag noch bei Nacht. Die Kinder schienen ihr nicht besonders lieb zu sein.

Ihre Zeit füllte sie mit tausenderlei männlichen Beschäftigungen aus, sie schreinerte, gärtnerte, sägte und spaltete ihr Brennholz und flickte selbst an ihrem

baufällig werdenden Hause herum, wobei sie vorkommenden Falls sogar Maurerarbeit verrichtete.

Sie hatte Verwandte, die sie zwei Mal im Jahre besuchten, die Familie Cimme und die Familie Colombel; die eine ihrer Schwestern hatte einen Kräuterhändler, die andere einen kleinen Rentier geheiratet. Die Familie Cimme hatte keine Nachkommen, die Colombels deren drei: Heinrich, Pauline und Joseph. Heinrich war zwanzig, Pauline siebenzehn und Joseph erst drei Jahre alt; er war zur Welt gekommen, als seine Eltern längst die Hoffnung auf weiteren Kindersegen aufgegeben hatten.

An diese Verwandten fesselte die alte Jungfer keine Zärtlichkeit.

Im Frühling des Jahres 1882 wurde die Königin Hortense plötzlich krank. Die Nachbarn holten einen Arzt. Sie schickte ihn fort. Als sich dann gar ein Priester einstellte, verließ sie halbangekleidet ihr Bett, um ihm die Thüre zu weisen.

Die kleine Magd bereitete ihr unter vielen Thränen Thee. Als jedoch die Herrin drei Tage im Bett gelegen hatte, wurde die Lage so ernst, daß ihr der Nachbar Küfer auf den Rat des durch Machtspruch in's Haus gekommenen Arztes belieben konnte, die zwei verwandten Familien herzurufen.

Sie kamen mit dem gleichen Zug gegen zehn Uhr Vormittags. Die Familie Colombel hatte den kleinen Joseph mitgenommen.

Als sie am Gartenportal anlangten, sahen sie die weinende Magd vor dem Hause sitzen.

Der Hund streckte sich behaglich auf der Thürvorlage und schlief im schwülen Sonnenbrande. Zwei Katzen lagen wie tot mit geschlossenen Augen und weit ausgestreckten Pfoten und Schwanz der Länge nach auf den Simsen der beiden Fenster.

Eine dicke glucksende Henne führte eine Schar gelbflaumiger Küchlein, so leicht wie Watte, durch das Gärtchen spazieren, und ein großer, an der Mauer hängender mit Leinkraut bedeckter Käfig enthielt ein ganzes Volk von Vögeln, die im Lichte des warmen Frühlingsmorgens um die Wette sangen.

Zwei grüne Sittiche saßen in einem andern häuschenähnlichen Käfige ruhig nebeneinander auf ihrem Stänglein.

Herr Cimme, eine sehr dicke, pustende Persönlichkeit, die, überall sich vordrängend, andere, Männer wie Frauen, nach Willkür bei Seite stieß, fragte:

„Nun, Cöleſtine, es geht scheint's nicht gut?"

Das Mädchen seufzte unter Thränen: „Sie erkennt mich nicht einmal mehr. Der Arzt sagt, daß dies das Anzeichen sei, daß es zu Ende gehe."

Alle sahen einander an.

Frau Cimme und Frau Colombel fielen einander sprachlos in die Arme. Sie glichen sich sehr; denn sie hatten immer glatt gekämmtes, gescheiteltes Haar und Shawls aus brandrotem französischem Kaschmir getragen.

Cimme wandte sich an seinen Schwager, ein bleiches, gelbes, mageres Männchen, dessen Gesundheit durch eine Magenkrankheit arg gelitten hatte, und der schrecklich hinkte, und sagte mit ernstem Tone:

„Sapperlot! es war Zeit.“

Allein niemand getraute sich, in das zu ebener Erde liegende Zimmer der Sterbenden zu treten. Selbst Cimme ließ gegen seine Gewohnheit andern den Vortritt. Endlich entschloß sich Colombel zuerst, und er trat ein, indem er wie ein Schiffsmast hin- und herschwankte und mit seinem Stock auf den Pflastersteinen klopfte.

Jetzt wagten sich auch die zwei Frauen, und Herr Cimme beschloß den Zug.

Der kleine Joseph war draußen geblieben, in Betrachtung des Hundes versunken.

Ein Sonnenstrahl fiel mitten auf das Bett und beleuchtete grell die Hände, die, sich beständig öffnend und schließend, von nervösen Zuckungen bebten. Die Finger bewegten sich, als ob sie von einem Gedanken beseelt gewesen wären, als ob sie irgend einen Gegenstand hätten andeuten, Ideen ausdrücken, einem geistigen Vorgange folgen wollen. Der übrige Körper blieb unter dem Linnen unbeweglich. Das eckige Gesicht zuckte mit keiner Fiber, und die Augen blieben geschlossen.

Die Verwandten umstanden sie im Halbkreis, ohne ein Wort zu sprechen mit beklommener Brust und kurzem Atem. Das Mägdlein war ihnen nachgefolgt und jammerte beständig.

Endlich fragte Cimme:

„Was sagt denn eigentlich der Arzt?“

Die Magd stammelte:

„Er sagte, man solle sie in Ruhe lassen, da nichts mehr zu machen sei.“

Da fingen plötzlich die Lippen der alten Jungfer an sich zu bewegen. Sie schienen leise Worte auszusprechen, Worte, die in dem Haupt der Sterbenden verborgen gewesen waren, und die Hände beschleunigten ihre sonderbaren Bewegungen.

Jetzt sprach sie mit schwacher dünner Stimme, die man an ihr nicht gewöhnt war, so schien sie aus der Ferne zu kommen, aus den Grunde dieses vielleicht immer verschlossen gewesenen Herzens.

Cimme, dem dieser Anblick peinlich vorkam, entfernte sich auf den Zehenspitzen. Colombel, dessen verstümmeltes Bein müde wurde, setzte sich. Die beiden Frauen blieben stehen.

Die Königin Hortense aber sprudelte eine Menge Worte heraus, die man nicht verstand. Sie sagte Namen her, Namen, mit denen sie fingirte Personen zärtlich zu sich herrief.

„Komm hierher, mein Philippchen, und gieb deiner Mutter einen Kuß. Deine Mutter ist dir lieb, nicht wahr, mein Kind? Und du Rosa, bewachst deine kleine Schwester, während ich fort bin. Und merk dir's ganz besonders, laß sie nicht allein. Auch darfst du die Zündhölzchen nicht berühren."

Sie schwieg einige Sekunden und fuhr dann lauter fort, wie rufend: Henriette!" Nach einem Weilchen Warten nahm sie den Faden wieder auf: „Sag deinem Vater, daß er noch einmal zu mir hereinkomme, bevor er auf's Bureau geht." Dann plötzlich: „Ich bin heute ein wenig leidend, mein Lieber, versprich mir, nicht spät heimzukommen. Du kannst ja deinem Vorgesetzten

sagen, daß ich krank sei. Du begreifst, daß es gefährlich ist, die Kinder allein zu lassen, wenn ich im Bette bin. Ich will dir auf das Abendessen eine Schüssel mit gezuckertem Reisbrei für die Kinder machen, die Kleinen haben das sehr gern. Das wird Klara gefallen."

Dann lachte sie aus vollem Halse, wie sie nie gelacht hatte: „Sieh Hänschen an, was für ein drolliges Gesicht er hat. Er hat sich mit dem Eingemachten ganz besudelt, der kleine Schmierfink? Sieh ihn an, mein Lieber, wie er lustig aussieht."

Colombel, der jeden Augenblick sein von der Reise ermüdetes Bein anderswohin brachte, flüsterte:

„Ihr träumt, sie habe Kinder und einen Gatten; das ist der Anfang vom Ende."

Die beiden Schwestern waren so überrascht und bestürzt, daß sie unbeweglich dastanden.

Die kleine Magd aber wagte zu sagen:

„Legen Sie doch Ihre Shawle und Hüte ab. Wollen Sie nicht in's Wohnzimmer hinübergehen?

Ohne ein Wort zu erwidern gingen sie hinaus. Und Colombel humpelte ihnen nach und ließ die Sterbende allein.

Als sich die Frauen ihrer Reisekleider entledigt hatten, setzten sie sich endlich. Eine der Katzen verließ das Fenster, streckte sich, sprang mitten in's Zimmer und dann auf die Kniee der Frau Cimme, die sie zu streicheln anfing.

Nebenan hörte man die Stimme der mit dem Tode Ringenden, die in dieser letzten Stunde das Leben, das sie so bestimmt erhofft hatte, nochmals

durchlebte und ihre traumhaften Gefühle in dem Augenblicke ausschüttete, da mit ihr alles aus war.

Cimme spielte im Garten mit dem kleinen Joseph und dem Hunde und belustigte sich mit ausgelassener sinnlicher Fröhlichkeit, ohne Rücksicht auf die Sterbende zu nehmen.

Dann erschien er unter der Thüre, trat herein und wandte sich an die Magd:

„Hör mal, Kind, du wirst uns ein Frühstück bereiten. Was wünschen die Damen zu speisen?"

Man einigte sich auf eine Omelette mit Schnittlauch, ein Stück Rindsbraten mit neuen Kartoffeln, Käse und eine Tasse Kaffee.

Frau Colombel suchte in den Taschen nach ihrem Geldbeutel; aber Cimme hielt sie ab und wandte sich an die Magd mit der Frage:

„Du wirst Geld haben?"

Sie antwortete:

„Ja, gnädiger Herr."

„Wieviel?"

„Fünfzehn Franken?"

„Das wird genügen.

Beeile dich mein Kind, ich fange an, Hunger zu bekommen."

Frau Cimme war in die Betrachtung der Außenwelt versunken: Vor der Thüre die in Sonnenlicht gebadeten Schlingpflanzen, und auf dem Dache gegenüber zwei liebegirrende Tauben. Und sie sprach mit trauriger Miene:

„Es ist doch ein Unglück wenn man in solch trau-

rigen Angelegenheiten reisen muß. Wie angenehm müßte heute eine Landpartie sein!

Ihre Schwester seufzte ohne zu antworten, und Colombel, den die Aussicht auf einen Spaziergang nicht sehr rosig stimmte, sagte leise:

„Mein Bein quält mich ganz verteufelt.“

Der kleine Joseph machte mit dem Hunde einen Heidenlärm. Sie machten mit einander Versteckens um die drei Gartenbeete und rannten einander nach, wobei der eine ein Freudengeschrei ausstieß, der andere wie unsinnig bellte.

Aber die Sterbende fuhr fort, ihre Kinder her zu rufen und mit ihnen zu plaudern. Sie that dergleichen, als ob sie dieselben ankleidete, liebkoste und sie lesen lehrte: „Paß auf, Simon! Sprich nach: A, B, C, D. Du sagst's nicht recht, hör zu D, D, D, verstehst du? Sprich's jetzt nach . . .“

Cimme gab seine Ansicht zum Besten: „Es ist doch sonderbar, was in solchen Augenblicken der Mensch sagt.“

Frau Colombel meinte: „Es wäre vielleicht besser, wieder zu ihr hineinzugehen.“

Allein Cimme wiederriet es ihr sofort:

„Weshalb? Sie können an ihrem Zustande ja doch nichts ändern. Wir sind hier eben so gut.

Niemand bestand mehr darauf. Aber Frau Cimme betrachtete die zwei grünen Papageien, die als die „Unzertrennlichen“ in ihrem Käfig beisammen saßen, rühmte die seltene Treue dieser Vögel und tadelte die Männer,

daß sie diese Vögel nicht nachahmten. Aber Cimme sah lachend seine Frau an und summte mit spöttischer Miene: „Tralala, Tralala, als ob er über seine Treue gar vielerlei durchblicken lassen wollte.

Colombel wurde wieder von heftigen Magenkrämpfen befallen und stampfte das Pflaster mit seinem Spazierstock. Jetzt kam auch die andere Katze herein mit hocherhobenem Schwanze.

Endlich um ein Uhr setzte man sich zu Tische.

Als Colombel dem man anempfohlen hatte, nur Bordeaux-Auslese zu trinken, am Weine genippt hatte, rief er die Magd zurück:

„Sag, mein Kind, giebt's im Keller nichts besseres als das?"

„Freilich, gnädiger Herr, es giebt noch feinen Wein drunten, von dem man Ihnen vorsetzte, wenn Sie uns besuchten."

„Gut, so hole uns drei Flaschen davon herauf."

Man probirte den Wein und fand ihn ausgezeichnet, nicht daß er von einer vorzüglichen Lage herstammte; aber er war fünfzehn Jahre im Keller gelegen und Cimme erklärte: „Das ist ja ein wahrer Krankenwein." Colombel, voll Verlangen nach dem Besitze dieses Bordeauxweines, fragte die Magd weiter:

„Wieviel giebts noch davon, mein Kind?"

O, beinahe alles, gnädiger Herr. Das Fräulein trank nie davon. Es ist noch ein ganzes Lager davon da."

Dann wandte er sich an seinen Schwager:

„Wenn sie einverstanden sind, würde ich Ihnen für

den Wein da gern etwas anderes überlassen; er behagt meinem Magen ausgezeichnet."

Jetzt war auch die Henne mit ihren Küchlein hereingekommen, und die beiden Frauen vertrieben sich die Zeit, indem sie ihr Brosamen zuwarfen.

Joseph und den Hund, die genug gegessen hatten, schickte man wieder in den Garten.

Während dessen redete die Königin Hortense immer noch, aber nun mit so schwacher Stimme, daß man die Worte nicht mehr unterscheiden konnte.

Nach dem Kaffee gingen alle hinein, um sich über den Zustand der Kranken zu vergewissern. Sie schien ruhig.

Man ging wieder hinaus und setzte sich im Garten zum Verdauen im Kreise hin.

Da fing der Hund an, so schnell ihn seine Füße trugen, um die Sessel zu jagen. Er hatte etwas im Maule. Der Knabe jagte hinter ihm drein und Beide verschwanden im Hause.

Cimme war unterdessen eingeschlafen und bot sein Bäuchlein den Strahlen der Sonne dar.

Die Sterbende redete wieder laut. Plötzlich stieß sie einen Schrei aus.

Die zwei Frauen und Colombel beeilten sich, hineinzugehen, um zu sehen, was ihr fehle. Cimme erwachte; aber er bemühte sich nicht vom Platze; denn er war kein Freund von solchen Störungen.

Die Kranke saß aufrecht und sah verstörten Blickes um sich. Ihr Hund war, um der Verfolgung des kleinen Joseph zu entwischen, über die Sterbende hin-

weg auf das Bett gesprungen und schaute hinter dem Kopfkissen, das ihm als Verschanzung diente, seinen Spielkameraden mit seinen glänzenden Augen an, bereit, herabzuspringen, um das Spiel von Neuem zu beginnen. In seiner Schnauze hielt er einen der Pantoffeln seiner Gebieterin, der seit einer Stunde von seinen Eckzähnen bearbeitet worden war.

Eingeschüchtert durch die plötzlich vor ihm auftauchende Frauengestalt, blieb der Knabe unbeweglich vor dem Bette stehen.

Die Henne, welche auch hereingetrippelt war, sprang, vom Lärm verscheucht, auf einen Sessel und lockte verzweifelt ihre Jungen, die erschrocken unter den vier Beinen des Sitzes piepsten.

Die Königin Hortense aber schrie mit herzzerreißender Stimme: „Nein, nein, ich will nicht sterben, ich will nicht! ich will nicht! Wer wird dann meine Kinder erziehen? Wer wird für sie sorgen? Wer wird sie lieben? Nein, ich will nicht! . . . ich will . . .

Dann fiel sie rücklings nieder. Sie hatte vollendet.

Der aufgeregte Hund nahm einen Satz mitten in's Zimmer und machte närrische Sprünge.

Colombel eilte an's Fenster und rief seinen Schwager: „Kommen Sie schnell, kommen Sie schnell! Ich glaube, es geht mit ihr zu Ende."

Cimme stand endlich auf, suchte sich zu fassen und trat in das Zimmer, indem er stammelte:

„Das ging weniger lang, als ich geglaubt hätte."

Die Verzeihung.

Sie war in einer jener Familien erzogen worden, die in sich selbst abgeschlossen leben und allem, was in der Welt vorgeht, fern zu stehen scheinen. Sie wissen nichts von den politischen Ereignissen, wiewohl man etwa davon bei Tische spricht. Aber die Veränderungen in der Regierung geschehen für sie in einer Entfernung, in solcher Entfernung, daß man davon spricht, wie von einer historischen Thatsache, wie etwa vom Tode Ludwigs XVI. oder von der Landung Napoleons.

Die Sitten verändern sich, die Moden folgen sich eine der andern, ohne daß man dessen in der ruhig dahinlebenden Familie gewahr wird, wo man immer die herkömmlichen Gebräuche festhält. Und wenn etwa in der Nachbarschaft eine anstößige Geschichte passiert, so verstummt der Skandal an der Schwelle des Hauses. Einzig Vater und Mutter tauschen etwa am Abend mit halblauter Stimme, wegen der Mauern, die überall

Ohren haben, ein paar Worte darüber aus. Mit Zurückhaltung spricht der Vater:

„Hast du die gräßliche Geschichte, die in der Familie Rivoil begegnet ist, schon erfahren?“

Worauf die Mutter antwortete:

„Wer hätte das je geglaubt? Es ist entsetzlich.“

Die Kinder ahnen nichts davon und kommen in das Alter, wo für sie das selbständige Leben anfängt, mit einer Binde vor dem leiblichen und geistigen Auge, ohne von den verborgenen Winkeln des Daseins nur eine Ahnung zu haben, ohne zu wissen, daß man nicht denkt, was man spricht, und daß man nicht spricht, wie man handelt; ohne zu wissen, daß man mit jedermann im Krieg oder doch wenigstens im bewaffneten Frieden leben muß, ohne zu merken, daß man beständig getäuscht wird, wenn man offenherzig, übervortheilt, wenn man aufrichtig und mißhandelt wird, wenn man gut ist.

Die Einen sind bis zur Schwelle des Grabes in Bezug auf Ehrlichkeit, treue Gesinnung und Ehre in dieser Verblendung so rechtschaffen befangen, daß nichts ihnen die Augen öffnet.

Die Andern, die mißbraucht werden, ohne es recht zu verstehen, fallen ganz ernüchtert, ja verzweifelnd aus ihrem Himmel und beschließen dieses Leben in dem Glauben, der Spielball eines außerordentlichen Verhängnisses, beklagenswerthes Opfer unheilvoller Ereignisse oder gar verbrecherischer Menschen geworden zu sein.

Die Familie Savignol verheiratete ihre achtzehn-

jährige Tochter Bertha an einen jungen Pariser, Georg Baron, der an der Börse Geschäfte machte. Er war ein hübscher junger Mann, plauderte angenehm, besaß ein biederes Äußere, wie man's braucht; aber im Grunde seines Herzens machte er sich ein wenig über seine zurückgebliebenen Schwiegereltern lustig, die er unter Freunden: „Meine lieben Vorsündfluthlichen" nannte.

Er gehörte einer guten Familie an, und auch das junge Mädchen war reich. Sie wollten in Paris wohnen.

So wurde sie denn eine jener Frauen aus der Provinz in Paris, deren Geschlecht zahlreich ist. Die große Stadt mit ihrer eleganten Welt, ihren Vergnügungen, ihrem Kleiderluxus blieb ihr unbekannt, wie ihr das Leben mit seiner Treulosigkeit und seinen Geheimnissen fremd geblieben war.

In ihren Haushalt festgebannt, kannte sie kaum ihre Straße, und wenn sie sich etwa in ein anderes Quartier wagte, war es ihr, als habe sie eine weite Reise in eine unbekannte und fremde Stadt gemacht, so daß sie am Abend sagen konnte:

„Ich bin heute über die Boulevards gegangen."

Ihr Gatte nahm sie zwei oder drei Mal im Jahr mit in's Theater. Das waren Feste für sie, deren Erinnerung sich nicht mehr auslöschte, und von denen man unaufhörlich sprach.

Es konnte geschehen, daß sie noch nach drei Monaten bei Tische plötzlich zu lachen anfing und ausrief:

„Erinnerst du dich noch des Schauspielers, der, als General verkleidet, den Ruf des Hahnes nachahmte?“

Alle ihre Beziehungen beschränkten sich auf zwei befreundete Familien, die für sie die Menschheit darstellten und die sie bezeichnete als die Martinet und die Michelint.

Ihr Gatte lebte, wie's ihm gefiel, kam heim, wann es ihm beliebte, oft bei Tagesanbruch; er schützte Geschäfte vor und that sich keinen Zwang an, da er sicher war, daß kein Verdacht diese treuherzige Seele nur streifen könne.

Eines Morgens jedoch bekam sie einen anonymen Brief, der sie in Bestürzung versetzte; denn sie hatte ein zu aufrichtiges Herz, um die Niederträchtigkeit der Angeberei zu erfassen und diesen Brief zu verachten, dessen Verfasser behauptete, von der Teilnahme an ihrem Glück, dem Abscheu vor dem Bösen und der Liebe zur Wahrheit durchdrungen zu sein.

Man teilte ihr darin mit, daß ihr Gatte seit zwei Jahren eine Geliebte habe, eine junge Wittwe, Frau Rosset, bei der er alle Abende zubringe.

Sie verstand es nicht, sich zu verstellen, noch sich nicht's merken zu lassen, noch zu spionieren, noch Listen zu gebrauchen. Als er zum Frühstück eintrat, warf sie ihm schluchzend den Brief hin und flüchtete sich auf ihr Zimmer.

So bekam er Zeit, die Sachlage zu verstehen, seine Antwort vorzubereiten, und ging, um an dem Zimmer seiner Frau zu klopfen. Sie öffnete sogleich, durfte ihn aber nicht ansehen. Lächelnd setzte er sich, zog sie

auf seine Kniee nieder und flötete mit einem leichten Anflug von Spott:

„Liebe Kleine, ich habe in der That eine Frau Rosset zur Freundin, die ich seit zehn Jahren kenne und sehr wohl leiden mag. Ich kann ja noch beifügen, daß ich noch zwanzig andere Familien kenne, von denen ich dir nie gesprochen habe, da ich weiß, daß du die Welt, die Festlichkeiten und neuen Bekanntschaften nicht aufsuchst. Um jedoch ein für alle Mal diesen gemeinen Denunziationen ein Ende zu machen, bitte ich dich, dich nach dem Frühstück anzukleiden, damit wir dieser jungen Frau einen Besuch abstatten können. Sie wird, wie ich nicht zweifle, deine Freundin werden.

Sie schloß ihren Gatten in die Arme und, infolge ihrer einmal erwachten weiblichen Neugierde, die nie ganz einschläft, schlug sie es ihm nicht ab, diese Unbekannte zu besuchen, die ihr gleichwohl noch ein wenig verdächtig schien. Instinktiv fühlte sie, daß eine bekannte Gefahr schon beinahe gemieden ist.

Sie wurde in einen reizend mit Nippsachen ausgestatteten Raum im vierten Stockwerk eines schönen Hauses geführt. Nach fünf Minuten Warten in einem von Tapeten, Portieren, zierlich gerafften Vorhängen etwas verdüsterten Salon öffnete sich eine Thüre und eine junge, kleine, beleibte Brünette erschien, die erstaunt und lächelnd dreinblickte.

Georg stellte vor: „Meine Frau, Madame Julie Rosset.“

Die junge Wittwe stieß einen leisen Schrei des Erstaunens und der Freude aus und eilte mit offenen

Armen auf die Angekommene los. Sie hatte nicht gehofft, so glücklich zu sein, wie sie sagte, da sie wußte, daß Frau Baron niemand empfange; aber jetzt war sie so glücklich! Sie liebte Georg sehr (mit schwesterlicher Vertraulichkeit sagte sie nur Georg), das sie eine brennende Begierde hatte, seine junge Frau kennen zu lieben.

Nach einem Monat konnten die beiden Freundinnen nicht mehr ohne einander sein. Jeden Tag sahen sie sich, oft zweimal und speisten jeden Abend miteinander bald bei der Einen, bald bei der Andern. Jetzt ging Georg gar nicht mehr aus, schützte keine Geschäfte mehr vor, da er, wie er sagte, seine Häuslichkeit über Alles liebte.

Als in dem von Frau Rosset bewohnten Hause, eine Wohnung frei wurde, beeilte sich Frau Baron sie zu miethen, um jener noch näher sein, und sich ihr noch mehr anschließen zu können.

Und während zwei vollen Jahren war eine Freundschaft ohne Wolken, eine Herzens- und Seelengemeinschaft in vollkommener, aufrichtiger und köstlicher Zärtlichkeit. Bertha konnte nicht mehr sprechen ohne Julien zu nenne; denn diese stellte für sie die Vollkommenheit dar.

Sie schwamm in einem vollkommenen, ungetrübten und süßen Glücke.

Allein Frau Rosset wurde plötzlich krank. Bertha verließ sie nicht mehr. Ganz niedergebeugt verbrachte sie ganze Nächte; auch ihr Gatte war am Verzweifeln.

Da nahm der Arzt eines Morgens nach seinem Be-

suche Georg und seine Frau beiseite und kündigte ihnen an, daß er den Zustand ihrer Freundin für sehr bedenklich halte.

Als er sich entfernt hatte, setzten sich die beiden niedergeschlagenen jungen Leute einandergegenüber und fingen plötzlich zu weinen an. Die folgende Nacht wachten sie beide mit einander an ihrem Bette, und Bertha küßte die Kranke, während Georg, am Fußende des Bettes stehend, sie still und mit hartnäckiger Beharrlichkeit anschaute.

Am Tage darauf ging es mit ihr noch schlimmer.

Endlich gegen Abend erklärte sie, daß es ihr besser gehe, und veranlaßte ihre Freunde zum Essen hinunterzugehen.

Sie saßen traurig in ihrem Speisezimmer, ohne zu essen, als die Magd Georg ein Kouvert überreichte. Er öffnete es, las, wurde bleich und sagte zu seiner Frau, indem er sich erhob, mit sonderbarem Gesichtsdruck: „Erwarte mich, ich muß einen Augenblick weggehen, werde in zehn Minuten wieder zurück sein. Vor allem, geh' nicht aus."

Damit lief er in sein Zimmer, um seinen Hut zu nehmen.

Bertha, von einer neuen Unruhe gequält, wartete; allein sie war zu folgsam in allem, als daß sie zu ihrer Freundin hinaufgegangen wäre, bevor er zurückkäme.

Da er nicht erschien, kam ihr der Gedanke, auf sein Zimmer zu gehen, um zu sehen, ob er seine Handschuhe mitgenommen habe, was angedeutet hätte, daß er irgendwo einzutreten gedächte.

Sie sah dieselben auf den ersten Blick und dabei ein zerknittertes Papier liegen, das hingeworfen worden war.

Sofort erkannte sie es als dasjenige, welches man soeben Georg übergeben hatte.

Und nun überkam sie die heftigste Versuchung, die erste in ihrem Leben, zu lesen und in Erfahrung zu bringen, was es sei. Ihr aufgeregtes Rechtlichkeitsgefühl kämpfte; aber der Kitzel einer schmerzlich bewegten Neugierde zog ihre Hand nach dem Papier hin, sie ergriff und öffnete es. Alsbald erkannte sie Juliens Schrift, eine zitternde Bleistiftschrift. Sie las: „Komm allein, mich zu küssen, mein armer Geliebter, ich sterbe."

Anfänglich verstand sie nichts, sondern war nur durch den Gedanken an den Tod ergriffen und bestürzt. Dann aber fiel ihr plötzlich das Dutzen auf, und ihr war, als erleuchtete ein Blitzschlag ihr Dasein und zeigte ihr die ganze niederträchtige Wahrheit, den ganzen Verrat und die ganze Treulosigkeit der Anderen. Jetzt begriff sie ihre fortgesetzte Verschlagenheit, ihre Blicke, sah ein, wie ihr guter Glauben getäuscht, ihr Vertrauen betrogen worden war. Sie sah die Beiden vor sich, wie sie am Abend unter dem Schirm ihrer Lampe das nämliche Buch lasen und am Ende der Seiten gegenseitig in den Augen zu lesen schienen.

Ihr empörtes, von Leiden gepeinigtes Herz versenkte sich in einen unendlichen Abgrund der Verzweiflung.

Schritte ertönten; sie floh auf ihr Zimmer und schloß sich ein.

Jetzt rief sie ihr Gatte.

„Komm schnell, Frau Rosset ist am Sterben."

Bertha erschien unter ihrer Thüre und sagte mit bebender Lippe:

„Gehen Sie nur allein zu ihr: sie hat mich nicht nöthig."

Er sah sie verstört und vor Schmerz ganz stumpf an und wiederholte:

„Schnell, schnell, sie stirbt."

Bertha antwortete:

Sie wünschten wohl, es wäre ich."

Er verstand sie jetzt wahrscheinlich und ging hinauf zu der Sterbenden.

Er beweinte sie, ohne sich zu verstellen, ohne Zurückhaltung, während er gleichgültig blieb gegen den Schmerz seiner Frau, die nicht mehr mit ihm redete, ihn nicht mehr anblickte und einsam lebte, eingemauert in Abscheu, in heiligen Zorn.

So lebten sie mit einander, speisten einander gegenüber stumm und verzweiflungsvoll.

Er fing allmählich an, sich zu beruhigen; aber sie verzieh ihm nicht.

So schleppte sich dieses Leben hin, hart genug für Beide.

Während eines Jahres blieben sie einander so fremd, als ob sie sich nicht gekannt hätten. Bertha wurde beinahe irrsinnig.

Eines Morgens war sie vor Sonnenaufgang aus-

gegangen und kehrte gegen acht Uhr mit einem gewaltigen Rosenstrauße, weiße, schneeweiße Rosen, in beiden Händen nach Hause.

Dann ließ sie ihrem Manne sagen, daß sie ihn zu sprechen wünsche.

Er kam, konnte aber eine gewisse Unruhe nicht verbergen.

„Wir gehen mit einander aus," sagte sie zu ihm, „nehmen Sie diese Blumen, sie sind zu schwer für mich."

Er nahm den Strauß und folgte seiner Frau. Ein Wagen stand für sie bereit und fuhr davon, als sie eingestiegen waren.

Er hielt vor dem Portale des Friedhofs an. Bertha, der die Thränen die Augen füllten, sagte zu Georg:

„Führen Sie mich zu ihrem Grab."

Er zitterte, verstand jedoch nicht, was sie wollte, und ging voraus, immer in seinen Händen die Blumen haltend. Endlich stand er vor einem weißen Marmor still und deutete darauf, ohne etwas zu sagen.

Jetzt faßte sie den großen Strauß und legte ihn zu Füßen des Grabes. Auf die Kniee niedergesunken, verschloß sie sich in ein stilles flehendes Gebet.

Ihr Gatte, der hinter ihr stand, weinte Thränen der Erinnerung. Sie stand auf und streckte ihm die Hände entgegen.

„Wenn Sie wollen, so sind wir wieder Freunde, sagte sie.

Die Legende von Mont Saint-Michel.

Ich hatte dieses aus dem Meere aufragende Feenschloß zuerst von Cancale aus gesehen. Ich hatte es nur undeutlich als grauen Schatten am nebligen Himmel gesehen.

Ich sah es wieder von Avranches aus, aber es war bei Sonnenuntergang. Die unermeßlich sich ausdehnenden Sandküsten waren gerötet, der Horizont war gerötet, die ganze ungeheure Bucht war gerötet; aber die steile Abtei, weit vom Festlande als vorgeschobener Posten, erhob sich beinahe schwarz im Purpurglanz des ersterbenden Tages, außerordentlich fremdartig und schön, wie eine fantastische Ritterburg und berückend wie ein verzaubertes Schloß.

Am folgenden Tage mit dem Frühesten wanderte ich drauf los durch die Sandküste. Beständig war mein Auge auf das riesige Kleinod geheftet, das groß wie ein Berg, scharf gezeichnet wie eine Kamee, aber zart verschleiert durch den Dunstkreis erschien. Je mehr

ich mich ihm näherte, um so mehr wurde ich von Bewunderung hingerissen; denn es giebt vielleicht nichts auf der Welt, das staunenerregender und vollkommener wäre.

Und als ob ich durch diese auf leichten und schweren Säulen ruhenden Säle, durch diese Säulengänge die Wohnstätte eines Gottes gesehen, taumelte ich davon und hob mein verzücktes Auge zu den Türmchen empor, die gleich Raketen zum Himmel emporstreben und auf das unglaubliche Wirrsal von Türmchen, wasserspeienden Drachenköpfen, schlanken und reizenden Verzierungen, ein wahres Feuerwerk in Stein, einer Brüsseler Spitze aus Granit, ein Meisterstück riesenhafter und zugleich fein ausgeführter Architektonik.

Indem ich voll Entzücken davor stand, gesellte sich ein niedernormannischer Bauer zu mir und erzählte mir die Geschichte von dem großen Streite des heiligen Michaels mit dem Teufel.

Ein geistreicher Skeptiker hat den Ausspruch gethan: „Gott hat den Menschen nach seinem Bilde geschaffen; aber der Mensch hat es ihm gehörig heimgezahlt."

Dieses Wort ist von unumstößlicher Wahrheit, und es müßte sehr interessant sein, in jedem Erdteil die Geschichte der lokalen Gottheit zu schreiben, wie die Geschichte der Schutzheiligen in unseren Provinzen. Der Neger hat seine schrecklichen menschenfressenden Götzen, der in Vielweiberei lebende Muhamedaner bevölkert sein Paradies mit Frauen, die Griechen hatten

als praktische Leute alle Leidenschaften in Gottheiten verkörpert.

Jedes Dorf in Frankreich ist einem Schutzheiligen geweiht, der je nach der Eigenart der Einwohner gemodelt ist.

So wohl über die Nieder-Normandie der heilige Michael, Sankt Michael der siegstrahlende Engel, der Schwertträger, der Himmelsheld, der Triumphierende, der über den Satan Gebietende.

Im Folgenden zeigt sich, wie der schlaue, verschmitzte, verschlossene und rabulistische Nieder-Normanne den Kampf des großen Heiligen mit dem Teufel auffaßt und erzählt.

Der heilige Michael baute sich, um den Bosheiten des Satans nicht ausgesetzt zu sein, diese eines Erzengels würdige Behausung mitten im Ozean, und in der That konnte nur ein solcher Heiliger sich eine solche Residenz stiften.

Da er jedoch immer noch die Annäherung des Bösen fürchtete, umgab er sein Gebiet mit Flugsand, der unzuverlässiger als das Meer selber ist.

Der Teufel aber bewohnte eine bescheidene Hütte am Strande; dafür besaß er die von der salzigen Flut bespülten Wiesen, die prächtigen fetten Ländereien, wo die schweren Ernten sprossen, dazu die reichen Thäler und die fruchtbaren Hügel des ganzen Festlandes, wähend der Heilige nur über die Sanddünen gebot. So kam es, daß der Satan reich, Sankt Michael aber so arm wie ein Bettler war.

Nach einigen Jahren der Entbehrungen hatte der

Heilige diesen Stand der Dinge satt und dachte an einen Vergleich mit dem Teufel; allein die Sache war durchaus nicht leicht; denn dieser hielt etwas auf seine Ernten.

Während sechs Monaten dachte er nach; dann machte er sich eines Morgens auf den Weg nach dem Festlande. Der Satan aß eben vor der Thüre seine Suppe, als er den Heiligen erblickte. Sofort eilte er ihm entgegen, küßte den Saum seines Ärmels und bot ihm eine Erfrischung an.

Nachdem Sankt Michael einen Napf Milch getrunken hatte, nahm er das Wort:

„Ich bin gekommen, um dir ein gutes Geschäft vorzuschlagen."

Ohne Falsch und Mißtrauen antwortete der Teufel:

„Mir schon recht."

„So höre: Du überläßt mir deine Ländereien."

Der Teufel wurde unruhig und wollte sagen:

„Aber . . ."

Der Heilige fuhr jedoch fort:

„So hör doch nur zuerst. Du überläßt mir alle deine Ländereien. Ich nehme die Unterhaltungskosten, die Arbeit, das Pflügen, das Säen, das Düngen, mit einem Worte, alles auf mich, und wir teilen die Ernte zur Hälfte. Ists dir so recht?"

Der Teufel, von Natur träge, nahm an.

Er verlangte bloß noch darüber hinaus einige jener köstlichen Seebarben, die man um den einsamen Berg her fängt. Sankt Michael versprach die Fische.

Sie schlugen mit den Händen ein, spuckten auf die

Seite, um anzudeuten, daß das Geschäft abgeschlossen sei, und der Heilige fuhr weiter:

„Höre, ich möchte nicht, daß du dich über mich zu beklagen hast. Wähle dir aus, was du vorziehst: den Teil der Ernten, der über der Erde, oder den Teil, der unter der Erde sein wird."

Der Teufel rief aus:

„Ich nehme den, der über der Erde ist."

„Einverstanden," sagte der Heilige.

Damit ging er davon.

Aber sechs Monate später sah man in dem ungeheuern Gebiete des Teufels nichts wie Rüben, Kohlrüben, Zwiebeln, Schwarzwurzeln, alles Pflanzen, deren fette Wurzeln gut und saftig sind, und deren sonst wertloses Blatt höchstens als Viehfutter dienen kann.

Der Teufel bekam nichts, wollte den Vertrag aufheben und beschuldigte Sankt Michael der Arglist.

Aber der Heilige hatte an der Landwirtschaft Gefallen gefunden; er suchte den Teufel auf und sagte zu ihm:

„Ich versichere dich, daß ich durchaus nichts dabei gedacht habe; es ist so gekommen ohne meine Schuld. Und um dich zu entschädigen, anerbiete ich dir dies Jahr alles, was unter der Erde ist."

„Mir schon recht," sagte der Teufel.

Im folgenden Frühlinge war der weite Umfang der Ländereien des bösen Geistes mit dichten Ähren, Haferrispen so dick wie Glockentürme, Flachs, prächtigen Rapspflanzen, Ackerklee, Erbsen, Kohl, Artischocken be-

deckt, lauter Gewächse, deren Körner und Früchte sich am Licht der Sonne entwickeln.

Der Satan bekam wieder nichts und wurde fuchswild.

Er nahm wieder Besitz von seinen Wiesen und Ackerfeldern und blieb gegen alle neuen Vorschläge seines Nachbarn taub.

Ein ganzes Jahr verfloß. Von der Höhe seines einsamen Herrensitzes überschaute Sankt Michael das weite, fruchtbare Festland und konnte zusehen, wie der Teufel seine Arbeiten leitete, seine Ernten einheimste und sein Getreide drosch. Und er verzehrte sich in ohnmächtigem Grimme. Da er den Teufel nicht mehr zum Narren halten konnte, beschloß er, sich an ihm zu rächen, und er ging hin, ihn auf den folgenden Montag zum Mittagessen einzuladen.

„Du warst," sagte er zu ihm, „in deinen Geschäften mit mir nicht glücklich, ich weiß es; aber ich will nicht, daß zwischen uns irgend noch ein Groll zurückbleibe. Ich zähle darauf, daß du kommst, um bei mir zu speisen. Ich werde dir gute Sachen vorsetzen."

Der Teufel ein eben so großes Leckermaul wie er ein Faulenzer war, nahm die Einladung sofort an. Am angesagten Tage zog er seine besten Kleider an und schlug den Weg nach dem Berge ein.

Sankt Michael hieß ihn sich an eine prachtvolle Tafel setzen. Zuerst trug man eine mit Hahnenkamm und Hahnengeilen gefüllte Pastete mit Klößchen von gehacktem Fleisch auf, dann zwei große Seebarben in

Rahmensauce, eine mit in Wein eingemachten Kastanien gefüllte Truthenne, eine äußerst saftige Hammelskeule, so zart wie ein Kuchen, hierauf Gemüse, die einem im Munde zerflossen, und einen guten warmen Ofenkuchen, der einen süßen Buttergeruch ausströmte.

Man trank dazu klaren Most, Schaummost und gezuckerten, einen kräftigen Rotwein, und nach jedem Gange machte man ein Loch mit altem Apfelbranntwein.

Der Teufel trank und aß wie ein Drescher, so viel und so lange, bis es ihn belästigte.

Jetzt erhob sich Sankt Michael majestätisch und schrie mit Donnerstimme:

„Vor mir! vor mir, Schurke! Du unterstehst dich . . . vor mir . . .“

Der erschrockene Teufel floh, und der Heilige ergriff einen Stock und eilte hinter ihm drein.

Sie liefen durch die niedrigen Säle, schwenkten um die Pfeiler, stiegen die luftigen Treppen hinan, jagten längs der Gesimse hin und sprangen von Dachrinne zu Dachrinne. Der arme Teufel, dem es herzlich übel war, verunreinigte im Davoneilen die Wohnung des Heiligen. Endlich war er auf der obersten Terrasse angelangt, von wo man die unermeßlich weite Bucht mit ihren ferne schimmernden Städten, ihren Sanddünen und Weiden sieht. Er konnte nicht länger entweichen. Der Heilige aber gab ihm einen heftigen Fußtritt in den Rücken, so daß er wie eine Kugel in den weiten Raum hinausflog.

Wie ein Wurfspieß schoß er durch den Himmel und

fiel bei der Stadt Mortain schwer zur Erde. Die Hörner an seiner Stirne, sowie die Klauen an den Gliedern bohrten sich tief in den Felsen ein, der die Spuren dieses Falles des Teufels in alle Ewigkeit bewahrt.

Er stand auf, hinkend und verkrüppelt für alle Zeiten, und als er den verhängnisvollen Berg von ferne in den Strahlen der Abendsonne sich wie einen Zinken erheben sah, begriff er leicht, daß er in diesem ungleichen Kampfe immer geschlagen werde, und er machte sich aus dem Staube, wobei er das Bein nachschleppte, nach fernen Landen und überließ seine Felder, seine Hügel, seine Thäler und seine Wiesen dem Feinde.

So besiegte Sankt Michael, der Schutzpatron der Normannen, den Teufel.

Ein anderes Volk hätte sich diesen Kampf anders vorgestellt.

Eine Witwe.

Es war während der Jagdzeit auf dem Schlosse Banneville. Der Herbst war regnerisch und traurig. Die roten Blätter, anstatt unter den Füßen der Dahinwandelnden zu krachen, faulten in den Fahrgeleisen unter den schweren Regengüssen.

Der beinahe entblätterte Wald war so feucht wie ein Badezimmer. Wenn man ihn betrat, so schlug einem unter den durch die Regenschauer gepeitschten hohen Bäumen ein schimmeliger Geruch, ein Dunst fallenden Wassers, ein Schwall durchnäßter Blätter und durchtränkter Erde entgegen. Der Jäger aber, unter diese beständige Flut gebeugt, sowie die niedergeschlagenen Hunde mit gesenktem Schweif und an den Seiten festgeklebten Haaren, und sogar die jungen Jägerinnen in ihren knappen, vom Regen durchnäßten Kleidern kehrten jeden Abend müde an Körper und Geist heimwärts.

Nach dem Abendessen spielte man im großen Saale ziemlich teilnamlos sein Lotto, während draußen der

Wind heftig an den Läden rüttelte und die alten Windfahnen so schnell wie Kreisel drehte. Man probierte es dann mit Geschichtenerzählen, wie man's aus Büchern schöpft; allein es wollte niemandem gelingen, etwas Kurzweiliges zu ersinnen. Die Jäger erzählten Abenteuer, worin Flintenschüsse vorkamen, und die Damen zerbrachen sich den Kopf, ohne dabei die Einbildungskraft der Scheherazade zu entdecken.

Man war im Begriffe, auf dieses Vergnügen zu verzichten, als eine junge Dame, die ziemlich gedankenlos mit der Hand einer alten ledig gebliebenen Tante spielte, daran einen kleinen Ring mit blonden Haaren bemerkte, den sie schon oft gesehen hatte, ohne sich Gedanken darüber zu machen.

Und indem sie den Ring sachte am Finger drehte, fragte sie: „Sag' mal, liebe Tante, was ist doch das für ein Ring? Man sollte meinen, es wären Haare von einem Kind . . ." Die alte Jungfer wurde rot, dann blaß und sagte mit zitternder Stimme: „Es ist so unendlich traurig, daß ich davon nie reden mag. Das ganze Unheil meines Lebens kommt daher. Damals war ich noch blutjung, und die Erinnerung daran ist mir so schmerzlich geblieben, daß ich jedesmal weine, so oft ich daran denke.

Man wollte gleich die Geschichte wissen, allein die Tante weigerte sich, sie zu erzählen. Doch ließ sie sich endlich durch die fortgesetzten Bitten überreden:

„Sie haben mich oft von der Familie Santeze reden hören, die jetzt ausgestorben ist. Ich habe die drei letzten männlichen Glieder dieses Hauses gekannt.

Sie sind alle auf die gleiche Art umgekommen; dies hier sind die Haare des Letzten. Er war dreizehn Jahre alt, als er sich meinetwegen tötete, was Ihnen gewiß sonderbar genug vorkommen mag."

„Ach ja! Das war ein sonderbares Geschlecht, Narren, aber allerliebste Narren, Narren aus Liebe. Alle vererbten vom Vater auf den Sohn heftige Leidenschaften, starke Neigungen ihres ganzen Wesens zu den überspanntesten Dingen, zu hingebender fanatischer Liebe, ja zu Verbrechen. Dieser Zug war ihnen eigen, wie vielen Seelen die eifrigste religiöse Hingebung. Freilich, Leute, die zum Eintritt in ein Trappistenkloster Neigung und Beruf fühlen, sind aus anderem Stoffe geformt, als jene Schürzenjäger. In der Verwandtschaft hieß es nur: Verliebt wie eine Santeze. Schon wenn man sie ansah, erriet man es. Sie hatten alle lockiges Haar, das ihnen über die Stirne herunterhing, einen krausen Bart und kühne, feurige Augen, deren Strahl einem in's Innerste drang und einen verwirrte, man wußte nicht weßhalb.

Der Großvater desjenigen, von dem hier das einzige Andenken herrührt, wurde nach einem abenteuerlichen Leben voll Duelle und Entführungen gegen sein fünfundsechzigstes Jahr von einer leidenschaftlichen Liebe zu der Tochter seines Pächters ergriffen. Ich kannte die Beiden. Sie war blond und blaß und hatte ein vornehmes Äußere. Sie sprach langsam und mit etwas schläfriger Stimme und einem so sanften Gesichtsausdruck, daß man sie für eine Madonna hätte halten können. Der alte Gutsherr nahm sie zu sich und

war bald so von ihr gefesselt, daß er keine Minute ohne sie sein konnte. Seine Tochter und seine Schwiegertochter, die das Schloß mitbewohnten, sahen das als ganz natürlich an, so sehr war in diesem Hause die Liebe eine Sache der Überlieferung.

Wenn es sich um Ausbrüche der Leidenschaft handelte, so war ihnen nichts befremdlich, und wenn sie von unterdrückten Neigungen, von entzweiten Geliebten oder sogar von Racheakten als Strafe der Treulosigkeit erzählen hörten, so sagten sie Beide mit dem gleichen trostlosen Ausdrucke: „O, was mag er (oder sie) gelitten haben, um dahin zu kommen!“ Und das war alles Bei der Erzählung von Liebesromanen wurden sie von wehmutsvollem Mitleiden ergriffen und zeigten selbst dann keinen Unwillen darüber, wenn jene verbrecherisch waren.

Da geschah es, daß ein junger Mann, der Herr de Gradelle, der im Herbst zur Jagd eingeladen worden war, das junge Mädchen entführte.

Herr von Santeze ließ sich anfänglich nichts merken, als ob nichts begegnet wäre; aber man fand ihn eines Morgens erhängt im Hundehaus mitten unter der Meute.

Sein Sohn hatte ein ähnliches Ende; es war in einem Hotel zu Paris, als er, während er auf einer Reise begriffen war, von einer Sängerin der Großen Oper hintergangen wurde.

Er hinterließ einen zwölfjährigen Knaben und eine Wittwe, meiner Mutter Schwester. Sie zog zu uns

auf unser Landgut Bertillon und wohnte bei meinem Vater. Damals war ich siebzehn Jahre alt.

Sie können sich nicht vorstellen, welch' wunderliches und frühreifes Kind der kleine Santeze war. Man war versucht, anzunehmen, daß alle zärtlichen Neigungen und Überspanntheiten seines Geschlechts sich auf ihn, diesen Letzten, übertragen hätten. Immer war er in Nachsinnen versunken und stundenlang spazierte er allein in einer großen Allee von Ulmen, die sich vom Schlosse nach dem Walde hinzog. Von meinem Fenster sah ich dem sentimentalen Jungen zu, wie er feierlichen Schrittes, die Hände hinterm Rücken und mit gesenktem Haupte einherging und bisweilen anhielt, um den Blick zu erheben, als ob er Dinge sähe, verstände und fühlte, die nicht für sein Alter paßten.

In hellen Nächten sagte er oft nach dem Abendessen zu mir: „Komm, Bäschen, wir wollen hinausgehen und träumen." Dann gingen wir zusammen hinaus in den Park. Vor den Lichtungen, wo der weiße Nebel wie Watte wunderbar flutete und der Mond den Waldrand umsäumte, blieb er plötzlich stehen, drückte mir die Hand und sagte: „Sieh' mal dies, sieh' mal dies! Aber ich merke schon, Du verstehest mich nicht. Wenn Du mich verständest, würden wir glücklich sein. Man muß eben lieben, um das verstehen zu können." Ich lachte und küßte den Jungen, der in mich sterbensverliebt war. Bisweilen setzte er sich auch nach dem Abendessen meiner Mutter auf den Schoß und sagte zu ihr: „Ach, liebe Tante, erzähle uns Liebesgeschichten." Und meine Mutter erzählte ihm lächelnd alle Sagen,

die von seiner Familie umliefen, alle Liebesabenteuer seiner Vorfahren, deren man bei Tausenden herumbot, wahre und erdichtete. Es war ihr Ruf, der diese Männer alle in's Verderben stürzte; sie erhitzten sich die Köpfe und setzten eine Ehre darein, den Ruf ihres Hauses nicht Lügen zu strafen.

Bei diesen teils zarten, teils schrecklichen Geschichten klatschte der aufgeregte Junge in die Hände, wobei er wiederholte: „Ich auch, ich auch, ich kann auch lieben, besser wie sie alle!“

Dann machte er mir den Hof, schüchtern und herzinnig, und das war so drollig anzusehen, daß man darüber lachte. Jeden Morgen erhielt ich Blumen, die er gepflückt hatte, und jeden Abend küßte er mir vor dem Schlafengehen die Hand und flüsterte: „Ich liebe Dich!“

O, ich war schuldig, sehr schuldig und bereue es noch jetzt unter Thränen und habe mein Lebenlang dafür gebüßt. So bin ich alte Jungfer geblieben, — oder eigentlich, ich blieb Braut und Wittwe, seine Wittwe. Ich habe mich damals über diese kindische Liebe lustig gemacht und sie zugleich angefacht. Ich wurde kokett und verführerisch wie gegen einen Mann. Das eine Mal liebkoste ich ihn, dann war ich wieder kalt. Ich verdrehte diesem Kinde den Kopf, und das war für mich ein Zeitvertreib und zugleich eine belustigende Unterhaltung für seine Mutter und die meinige. Aber stellen Sie sich nur vor: er war ja erst zwölfjährig! Wer hätte einem solchen Nichts die Leidenschaft ernst genommen? Ich küßte ihn, so oft

er wollte, und schrieb ihm Liebesbriefchen, welche unsere Mütter zuerst lasen, und er antwortete in Briefen, in feurigen Briefen, die ich aufbewahrt habe. Als ob er ein Mann gewesen wäre, hielt er unser trautes Liebesverhältnis geheim. — Leider hatten wir vergessen, daß er ein Santeze war.

Das dauerte beinahe ein Jahr. Eines Abends warf er sich im Park zu meinen Füßen, küßte den Saum meines Kleides mit wildem Ungestüm und sagte zu wiederholten Malen: „Ich liebe Dich, ich liebe Dich, ich liebe Dich zum Sterben, wenn Du mich je täuschest, hörst Du, wenn Du mich für einen andern im Stiche läßt, so thu ich wie mein Vater!“ Und mit tiefer Stimme, drob ich schauderte, fügte er bei: „Du weißt, was er gethan hat!“

Da ich sprachlos dastand, erhob er sich, stellte sich auf die Zehenspitzen, denn ich war größer als er, damit er mir in's Ohr flüstern könne und modulierte meinen Kosenamen „Genoveva!“ mit so weichem, zierlichem und mildem Ausdruck, daß ich bis in die Fußspitzen erbebte.

Ich stammelte: „Komm, wir gehen hinein!“ Er sagte nichts mehr und kam mir schweigend nach. Als wir die Stufen der Freitreppe hinanstiegen, hielt er mich an: „Du weißt, wenn Du mich aufgiebst, töte ich mich!“

Jetzt endlich begriff ich, daß ich zu weit gegangen war, und wurde zurückhaltend, und da er mir deshalb eines Tages Vorwürfe machte, antwortete ich: „Du

bist jetzt zu groß, um zu spaßen, und zu jung zu einer ernsthaften Liebe. Ich warte!"

Damit hielt ich die Sache für abgethan.

Im Herbst brachte man ihn in eine Erziehungsanstalt. Als er im folgenden Sommer zurückkehrte, hatte ich einen Bräutigam. Er merkte die Sachlage sogleich und bewahrte während acht Tagen eine so nachdenkliche Miene, daß ich darob ganz unruhig wurde.

Am Morgen des neunten Tages sah ich beim Aufstehen ein unter meine Thür geschobenes Zettelchen. Ich hob es auf, öffnete es und las: „Du hast mich aufgegeben, und Du weißt, was ich Dir gesagt habe. Du hast mir meinen Tod anbefohlen. Da ich von niemandem aufgefunden werden will, als von Dir, so komm' in den Park genau an die Stelle, wo ich Dir letztes Jahr meine Liebe gestand, und sieh hinauf."

Ich fühlte, wie meine Sinne den Dienst versagten. So schnell ich konnte, kleidete ich mich an und rannte, rannte, bis ich vor Erschöpfung dem Umsinken nahe war, zur bezeichneten Stelle. Im Kothe lag seine kleine Studentenmütze. Es hatte die ganze Nacht geregnet. Ich hob meine Blicke und erkannte etwas, das im Laubwerk schaukelte; denn der Wind wehte sehr heftig.

Ich weiß nicht mehr, was ich nun that. Ich muß zuerst gejammert haben, dann ohnmächtig hingefallen und schließlich ins Schloß gelaufen sein. In meinem Bette kam ich wieder zur Besinnung. Meine Mutter saß an meiner Seite.

Ich wähnte, das Erlebte in einem schrecklichen

Fieberanfall geträumt zu haben und stammelte: „Und er, er, Guntram?“ . . . Man antwortete mir nicht; es war also wahr.

Ich wagte nicht, ihn mir noch einmal anzusehen; aber ich bat um eine lange Locke von seinen blonden Haaren. Hier . . . hier . . . ist sie.“

So sprechend streckte die alte Jungfer mit verzweifelter Geberde ihre zitternde Hand.

Dann seufzte sie mehrmals tief auf, rieb sich die Augen und fuhr weiter fort: „Ich löste dann mein Eheversprechen . . . ohne nur zu sagen weshalb . . . Und so . . . so bin ich immer die Wittwe dieses dreizehnjährigen Knaben geblieben.“ Ihr Haupt sank auf die Brust, sie weinte lange die Thränen der Erinnerung.

Ein wohlbeleibter Jäger, dessen Gemütsruhe durch die Erzählung gestört worden war, flüsterte beim Zubettegehen seinem Nachbar ins Ohr:

„Heißt das nicht Unglück, bis zu einem solchen Grade sentimental zu sein!“

Jungfer Kokotte.

Wir waren eben im Begriffe, das Krankenasyl zu verlassen, als ich in einer Ecke des Hofes einen großen, mageren Mann bemerkte, der beständig dergleichen that, als ob er einen Hund rufe. Mit sanfter weicher Stimme rief er: „Kokotte, meine kleine Kokotte, komm hierher, Kokotte, meine Schöne, komm her!“ Und dabei klapste er auf seinen Schenkel, wie man zu thun pflegt, wenn man Tiere anlockt. Ich fragte den Arzt: „Was ist mit dem da?“ Er antwortete mir: „O, der ist nicht interessant. Er ist ein Kutscher, Namens Franz, der verrückt geworden ist, als er seinen Hund ertränkt hatte.“

Ich drang in ihn: „Erzählen Sie mir doch seine Geschichte. Die einfachsten, unansehnlichsten Dinge sind es öfters, die uns am nächsten ans Herz gehen.“

Hier folgt die Erzählung des Schicksals dieses Mannes, wie man sie von einem Pferdeknecht, seinen Kameraden, erfahren hat.

In der Umgegend von Paris lebte eine reiche Bürgerfamilie. Sie bewohnte ein Landhaus inmitten eines Parkes am Ufer der Seine. Kutscher bei dieser Herrschaft war dieser Franz, ein etwas schwerfälliger, gutmütiger, unerfahrener Bauernjunge, der nur zu leicht genasführt werden konnte.

Als er eines Abends auf das Gut seiner Herrschaft zurückkehrte, fing ein Hund an, ihm nachzulaufen. Zuerst beachtete er es kaum; aber die Hartnäckigkeit, mit welcher ihm das Tier auf den Fersen nachfolgte, bewirkte, daß er sich bald umwandte. Er sah sich den Hund genau an, ob er ihn kenne. — Nein, er hatte ihn noch nie gesehen.

Es war eine Hündin von scheußlicher Magerkeit, mit großen herabhängenden Zitzen. Mit kläglicher und ausgehungerter Stimme, den Schwanz eingeklemmt, die Ohren dicht am Kopfe, trabte sie hinter dem Manne her. Sie hielt an, wenn er stille stand, und lief vorwärts, wenn er ging.

Er wollte dieses Knochengerüste von einem Tiere fortjagen und rief: „Marsch! Willst du wohl machen, daß du fortkommst! — Hu! hu!“ — Sie entfernte sich einige Schritte, setzte sich wartend auf den Hintern und lief, sobald der Kutscher seinen Marsch fortsetzte, wieder hinter ihm drein.

Er stellte sich, als hebe er Steine auf; das Tier wich etwas weiter zurück, wobei seine schlaffen Zitzen lebhaft hin- und hergeschüttelt wurden; sobald jedoch der Mann den Rücken gekehrt hatte, lief es ihm wieder nach.

Jetzt wurde der Kutscher Franz von Mitleid ergriffen und rief ihn. Die Hündin näherte sich furchtsam mit gekrümmtem Rückgrat und den durch die Haut sichtbaren Rippen. Ganz ergriffen von dem Elend des Tieres, streichelte der Mann die vorstehenden Knochen, und sagte: „Vorwärts, komm!“ Jetzt wedelte sie mit dem Schweife; denn sie merkte, daß sie auf- und angenommen sei und fing an, statt den neuen Meister auf den Füßen zu folgen, vorauszueilen.

Auf dem Stroh in seinem Pferdestall bereitete er ihr ein Lager und eilte dann in die Küche, um Brot zu holen. Als sie sich satt gefressen hatte, rollte sie sich zusammen und schlief.

Am folgenden Tage benachrichtigte der Kutscher die Herrschaft, und diese erlaubte, daß er das Tier behielt. Es war ein gutmütiges, einschmeichelndes und treues Tier, dazu gescheit und fromm.

Aber bald entdeckte man an ihm einen scheußlichen Fehler. Es war nämlich brünstig von einem Ende des Jahres bis zum andern. In kurzer Zeit hatte sie die Bekanntschaft aller Hunde in der Umgegend gemacht. Die schlichen Tag und Nacht um sie herum. Allen wendete sie ihre Gunst zu, schien mit allen gut zu stehen und schleppte hinter sich her eine wahre Meute der verschiedenartigsten Exemplare des bellenden Tiergeschlechts, die einen nicht dicker als eine Faust, die andern so groß wie Esel. Auf endlosen Ausflügen führte sie dieselben durch die Straßen, und wenn sie auf den Rasen anhielt, um auszuruhen, lagerten sich

jene mit ausgestreckter Zunge im Kreise um sie her und glotzten sie an.

Die Leute in der Umgegend betrachteten sie als ein Naturwunder; denn man hatte noch nie Ähnliches gesehen. Selbst der Tierarzt konnte sich's nicht erklären.

Wenn sie am Abend in den Pferdestall zurückgekehrt war, so belagerte das Hundeheer die Besitzung. Sie schlüpften durch alle Lücken in der lebenden Hecke, welche den Park umschloß, verheerten die Gartenbeete, rissen Blumen aus und höhlten Löcher in den Korbbeeten aus, wodurch sie den Gärtner zur Verzweiflung brachten. Ganze Nächte durch heulten sie um das Gebäude her, wo ihre Freundin wohnte, ohne daß etwas im Stande gewesen wäre, sie zum Abzuge zu bestimmen.

Bei Tage drangen sie bis in das Haus ein. Es war ein wahrer Einfall, eine Plage, ein Unheil. Jeden Augenblick stieß die Herrschaft auf der Treppe, und selbst in den Zimmern auf kleine, gelbe Köter mit buschigem Schweife, Jagdhunde, Bulldoggen, halbwild umherstreifende, herrenlose Wolfshunde mit schmutzigem Fell, ungeheure Neufundländer, vor denen die Kinder erschrocken davonliefen.

Damals konnte man in der Gegend Hunde sehen, die auf zehn Stunden im Umkreis niemand kannte, die von Gott weiß woher gekommen, von weiß Gott was lebten, und dann wieder verschwanden.

Aber Franz vergötterte seine Kokotte. Er hatte ihr ohne böse Absicht diesen Namen gegeben, den sie übrigens vollauf verdiente, und er wiederholte sehr

oft: „Dieses Tier ist wie ein Mensch. Es fehlt ihm nur die Sprache!“

Er hatte ihr ein feines Halsband in rotem Leder machen lassen, welches auf einem Kupferschild folgende Worte eingraviert trug: „Jungfer Kokotte, dem Kutscher Franz.“

So mager wie sie vordem gewesen, so dick und fettleibig war sie jetzt geworden. Sie hatte einen aufgedunsenen Bauch, an welchem ihre langen schlotternden Zitzen baumelten. Ganz plötzlich war sie fett geworden und lief mit gespreizten Beinen mühsam davon, wie dicke Leute, mit weit geöffnetem Rachen nach Luft schnappend.

Sie bewies eine fabelhafte Fruchtbarkeit. Kaum war sie von ihrer Leibesfrucht befreit, so war sie wieder voll und brachte vier Mal im Jahre ein Rudel kleiner Tiere zur Welt, die allen Spielarten der Hunderasse angehörten. Hatte dann Franz eines derselben ausgewählt, damit es ihr die Milch ansauge, packte er die andern in seine Stallschürze und warf sie ohne Erbarmen in den Fluß.

Aber bald war der Gärtner mit seinen Klagen nicht mehr allein. Die Köchin stieß auf ihrem Herde, im Speiseschrank, im Kohlenverschlag auf Hunde. Alles, was sie erwischen konnten, stahlen sie.

Der Herr war der Sache müde und befahl Franz, sich Kokottens zu entledigen. Der tiefbetrübte Mann versuchte, sie abzusetzen; aber niemand wollte etwas davon wissen. Da entschloß er sich, sie gänzlich aufzugeben, und überlieferte sie einem Fuhrmann, der sie in

der entgegengesetzten Gegend jenseits Paris bei Joinville le-Pont aussetzen sollte.

Aber am nämlichen Abend war Kokotte wieder da.

Jetzt hieß es einen erklecklichen Entschluß fassen. Man übergab sie gegen eine Gebühr von fünf Franken einem Zugführer, der sie bei seiner Ankunft in Havre loslassen sollte.

Nach drei Tagen erschien sie wieder ganz müde, ausgemergelt, abgeschunden und kraftlos in ihrem Stall.

Der Herr war so gerührt, daß er nicht mehr auf Beseitigung bestand.

Aber die Hunde kehrten bald zahlreicher und versessener zurück, als je. Und als man eines Abends ein großes Essen gab, entwendete eine Dogge vor den Augen der Köchin ein mit Trüffeln gefülltes Huhn, das ihm diese nicht abzujagen wagte.

Jetzt war es mit der Nachsicht des Herrn aus. Er ließ Franz vor sich rufen und sagte voll Zorn zu ihm: „Wenn Sie mir dieses Tier nicht vor morgen früh in's Wasser werfen, so weise ich Ihnen die Thüre. Verstanden?"

Der Mann war niedergeschmettert. Da er vorzog, seinen Platz zu verlassen, ging er sein Bündel zu schnüren. Doch sah er ein, daß er nirgends eine Stelle antreten könne, so lange er das unbequeme Tier mitschleppe. Er bedachte, daß er in einem guten Hause gut bezahlt und gut genährt sei. Er erhitzte sich für seine eigenen Interessen und beschloß endlich

frisch und frank, sich Kokottens beim Tagesgrauen zu entledigen.

Gleichwohl schlief er schlecht. Beim ersten Morgenschimmer war er schon auf und suchte, mit einem starken Stricke versehen, die Hündin auf. Sie stand langsam auf, schüttelte sich, streckte die Glieder und näherte sich schmeichelnd ihrem Herrn.

Diesem sank plötzlich der Muth. Voll Zärtlichkeit drückte er sie an sich, streichelte ihre langen Ohren küßte sie auf die Schnauze und verschwendete an sie alle Kosenamen, die ihm einfielen.

Eine nahe Thurmuhr schlug sechs. — Jetzt hieß es, nicht mehr zögern. Er öffnete die Thüre und sagte: „Komm!" Das Tier wedelte mit dem Schweife, denn es merkte, daß man ausgehe.

Sie gelangten an's Ufer. Er wählte eine Stelle, wo das Wasser tief schien. Dann knüpfte er das eine Ende des Seiles an das schöne lederne Halsband, hob einen großen Stein auf und band ihn an das andere Ende, schloß Kokotten in seine Arme und küßte sie inbrünstig wie einen Menschen, von dem man scheiden muß. Er drückte sie an seine Brust, schaukelte sie in seinen Armen und nannte sie „meine schöne Kokotte, meine kleine Kokotte." Die Hündin ließ sich das gern gefallen und knurrte vor Vergnügen.

Zehn Mal wollte er sie werfen; aber immer wieder fehlte ihm der Mut dazu.

Doch plötzlich entschloß er sich und schleuderte sie mit aller Kraft, so weit er konnte. Anfänglich versuchte sie zu schwimmen, wie sie that, wenn man sie badete;

aber der vom Steine niedergezogene Kopf tauchte alle Augenblicke unter. Indem sie sich wie ein ertrinkender Mensch wehrte, warf sie ihrem Herrn verzweiflungsvolle, menschliche Blicke zu. Dann versank der Vorderteil des Körpers, während die hinteren Pfoten noch heftig über dem Wasser zappelten. Endlich verschwanden auch diese.

Während der nächsten fünf Minuten stiegen Luftbläschen an die Oberfläche, wo sie platzten, als ob der Fluß zu sieden angefangen hätte, und der verstörte und bestürzte Franz meinte klopfenden Herzens zu sehen, wie sich Kokotte im Schwamme wälzte, und er sagte sich in seiner ländlichen Einfalt: „Was denkt wohl zur Stunde dieses Tier von dir?"

Beinahe wäre er irrsinnig geworden; er war einen Monat lang krank. Jede Nacht träumte er von seiner Hündin; er fühlte, wie sie ihm die Hände leckte, er hörte sie bellen. Endlich rief man den Arzt. Es besserte sich. Gegen Ende Juni nahm ihn die Herrschaft auf ihre Besitzung Bessard bei Rouen mit.

Da befand er sich wieder am Ufer der Seine. Er fing an, Bäder zu nehmen. Jeden Morgen stieg er mit dem Pferdeknecht hinunter, und sie setzten schwimmend über den Strom.

Als sie eines Tages im Wasser schäkerten und sich belustigten, rief Franz plötzlich seinen Kameraden zu:

„Sieh, was da hergeschwommen kommt. Ich will dir ein Kotelett davon zu versuchen geben."

Er war ein außerordentlich großes, aufgedunsenes,

kahles Aas, das, mit dem Strome treibend, mit aufwärts gerichteten Pfoten dahergeschwommen kam.

Franz holte es mit ein paar großen Zügen ein und fuhr mit seinen Späßen fort:

„Sackerlot! es ist nicht frisch. Welch ein Fang! Alterchen. Es ist aber auch nicht mager.“

Dann umkreiste er es, indem er sich in gehöriger Entfernung von dem in Fäulnis begriffenen Tiere hielt.

Plötzlich schwieg er und betrachtete es mit gesteigerter Aufmerksamkeit. Dann näherte er sich demselben, wie um es zu berühren. Scharf betrachtete er das Halsband, streckte den Arm aus, faßte es am Halse, ließ das Aas sich drehen, zog es ganz nahe an sich und las auf dem von Grünspan überzogenen Kupfer, das noch am entfärbten Leder festhielt „Fräulein Kokotte, dem Kutscher Franz.“

Die tote Hündin hatte ihren Herrn in einer Entfernung von sechzig Stunden von ihrem Heim gefunden

Er stieß einen schrecklichen Schrei aus, und laut heulend gewann er aus Leibeskräften schwimmend das Ufer. Sobald er festen Boden gefaßt hatte, flüchtete er sich verzweiflungsvoll und ganz nackt durch die Landschaft. Er war toll!

Der Schmuck.

Herr Lantin sah sich in den Netzen der Liebe gefangen, als er an einem Gesellschaftsabend, den sein nächster Vorgesetzter veranstaltet hatte, die Bekanntschaft eines jungen Mädchens machte.

Es war die Tochter eines vor mehreren Jahren verstorbenen Steuereinnehmers aus der Provinz. Ihre Mutter hatte sie dann nach Paris gebracht und besuchte bisweilen einige bürgerliche Familien ihres Quartiers, in der Hoffnung, das junge Ding verheiraten zu können. Die beiden waren arm, aber ehrenwert, und lebten eingezogen und friedlich. Die Jungfrau schien ganz das Urbild des züchtigen Weibes zu sein, das sich der kluge Jüngling vormalt und dem er sein Leben gern zu widmen gedenkt. Ihre anspruchslose Schönheit besaß den Reiz engelhafter Schamhaftigkeit, und das kaum wahrnehmbare Lächeln, das immer auf ihren Lippen schwebte, schien ein Abglanz ihrer Herzensgüte zu sein. Jedermann war ihres Lobes voll. Alle, die sie kannten, wurden nicht müde,

zu wiederholen: „Glücklich, der sie freit! Eine bessere Wahl ist unmöglich."

Herr Lantin, der damals auf dem Ministerium des Innern Sekretär war mit einem jährlichen Gehalt von dreitausend fünfhundert Franken, hielt um ihre Hand an und heiratete sie.

Er wurde mit ihr unsäglich glücklich. Sie verwaltete sein Hauswesen mit so geschickter Sparsamkeit, daß es den Anschein hatte, als ob sie im Luxus lebten. Es gab keine Aufmerksamkeit, keinen Leckerbissen, keine Schmeichelei, die sie nicht für ihren Mann aufgewendet hätte, und der verführerische Reiz ihrer Persönlichkeit war so groß, daß er sie sechs Jahre nach ihrem ersten Begegnen inniger liebte denn zuerst.

Nur zweierlei hatte er an ihr auszusetzen. Die Liebhaberei fürs Theater und diejenige für falsche Schmucksachen.

Ihre Freundinnen, deren sie unter den Frauen kleiner Beamten einige hatte, verschafften ihr alle Augenblicke Logenplätze zu den Zugstücken und sogar zu den ersten Vorstellungen, und sie schleppte ihren Gemahl, ob er wollte oder nicht, zu diesen Zerstreuungen mit, die ihn nach der Arbeit des Tages schrecklich ermüdeten. Daher bat er sie endlich, mit einer ihrer Bekannten ins Schauspiel zu gehen, die sie dann nach Hause begleiten würde. Anfänglich sträubte sie sich lange gegen diesen Ausweg, da sie ihn für nicht recht schicklich hielt. Endlich entschloß sie sich dazu aus Rücksicht auf ihn, der ihr dafür unendlich Dank wußte.

Allmählich entstand durch den öftern Besuch des

Theaters in ihr das Bedürfnis, sich zu putzen. Zwar blieben ihre Toiletten, wiewohl geschmackvoll, immer ganz einfach und bescheiden, und ihre milde Anmut, diese unwiderstehliche Anmut mit dem demütigen Lächeln schien durch die Einfachheit ihrer Kleider einen erhöhten Reiz zu gewinnen; aber sie fing an, ihre Ohren mit zwei mächtigen Bergkrystallen zu behängen; die Diamanten vorstellen sollten, dazu trug sie Halsbänder von falschen Perlen, Armbänder von Similor und Kämme, die mit verschiedenen imitierten Edelsteinen verziert waren.

Ihr Gemahl, der an dieser Vorliebe für den Flitter Anstoß nahm, sagte öfter zu ihr: „Meine Liebe, wenn man die Mittel nicht hat, um sich echten Schmuck zu kaufen, so zeigt man sich nur mit dem Schmuck seiner Schönheit und Anmut, die immer noch die seltensten Kleinodien sind."

Worauf sie sanft lächelnd erwiderte: „Was kannst du dagegen haben? Ich liebe 'mal das. Das ist mein Laster. Ich weiß schon, daß du recht hast; aber man kann sich nicht ändern. Ich hätte gegebenen Falls den echten Schmuck vergöttert."

Und dabei ließ sie die Perlenhalsbänder durch ihre Finger gleiten, die Facetten der geschnittenen Steine spiegeln und wiederholte: „Schau's doch an, wie das gut gearbeitet ist. Man möchte schwören, es sei echt."

Lächelnd erklärte er: „Du hast Liebhabereien, wie eine Zigeunerin."

Bisweilen brachte sie, wenn sie am Kamin ihr Plauderstündchen hatten, auf den Theetisch, die mit

Saffian überzogene Schachtel, worin sie ihren „Plunder," wie Herr Lantin es nannte, aufbewahrte. Und dann fing sie an, die falschen Schmucksachen mit einer leidenschaftlichen Aufmerksamkeit zu betrachten, als ob sie dabei irgend einen heimlichen und tiefgefühlten Genuß empfunden hätte, und sie bestand darauf, ihrem Gemahl eines der Halsbänder umzulegen, wobei sie, aus vollem Herzen lachend, ausrief: „Wie du spaßig aussiehst!" dann fiel sie ihm in die Arme und küßte ihn weiblich ab.

An einem Winterabend war sie in der großen Oper gewesen und kehrte heftig fröstelnd heim. Am folgenden Tage hustete sie, und acht Tage später starb sie an einer Lungenentzündung.

Lantin härmte sich darüber fast zu Tode. Seine Verzweiflung war so schrecklich, daß seine Haare in einem Monat erbleichten. Vom Morgen bis zum Abend weinte er mit schmerzerfüllter Seele und verfolgt von dem Andenken an die Verstorbene, von ihrem Lächeln, ihrer Stimme und ihrem Liebreiz.

Die Zeit konnte seinen Schmerz nicht lindern. Oft kam es vor, daß während der Bureaustunden, wenn seine Kollegen kamen, um ein wenig über die Tagesbegebenheiten zu plaudern, man plötzlich gewahr wurde, wie seine Wangen sich aufblieſen, seine Nase sich rümpfte und die Augen ihm übergingen. Er schnitt ein jämmerliches Gesicht und fing zu schluchzen an.

Das Zimmer seiner Gattin hatte er unberührt gelassen, und er pflegte sich alltäglich darin einzuschließen, um an sie zu denken. Und alle Möbel, ja

sogar ihre Kleider blieben an dem Platze, wo sie am letzten Tage gewesen.

Allein bald zeigte sich ihm das Leben von seiner schwierigen Seite. Seine Besoldung, die unter den Händen seiner Frau für alle Bedürfnisse der Haushaltung genügt hatte, wurde jetzt für ihn allein unzulänglich. Verblüfft stellte er sich die Frage, wie sie es wohl angestellt habe, damit er immer vorzügliche Weine hatte trinken und köstliche Speisen hatte essen können, die er sich mit seinen bescheidenen Mitteln nicht mehr verschaffen konnte.

Er fing an Schulden zu machen und ging um Geld aus, nach Art der Leute, die sich kaum mehr zu helfen wissen. Eines Morgens endlich, als er keinen Sou in der Tasche hatte, eine Woche vor Ende des Monats, beschloß er, etwas zu verkaufen. Plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke, sich des blinkenden „Plunders“ seiner Frau zu entledigen; denn in seinem Innersten war ein Rest von Groll gegen diese „Scheinwesen“ zurückgeblieben, die ihn früher so aufgebracht hatten. Ihr täglicher Anblick verdarb ihm ein wenig das Andenken an seine Vielgeliebte.

Lange suchte er in dem Haufen Flitter, den sie zurückgelassen hatte; denn sie war bis in ihre letzten Lebenstage darauf versessen gewesen, dessen zu kaufen, und brachte fast jeden Abend einen neuen Gegenstand mit nach Hause. Er entschied sich für das große Halsband, das ihr sehr wert gewesen zu sein schien, und das nach seiner Schätzung wohl sechs bis acht Franken

gelten mochte; denn es war für falschen Schmuck von sehr sorgfältiger Arbeit.

Er steckte es zu sich und machte sich auf den Weg nach seinem Bureau. Er ging über die Boulevards, um sich nach einem Goldschmiedladen umzusehen, der ihm einiges Vertrauen einflößen würde.

Endlich sah er einen und trat ein voll Scham über sein Elend und darüber, daß er eine Sache von so geringem Werte zu verkaufen suchte.

„Mein Herr," sagte er zu dem Kaufmann, „ich möchte gern wissen, wie hoch Sie dieses Stück schätzen."

Der andere nahm den Gegenstand entgegen, prüfte ihn, wendete und wog ihn in der Hand, nahm seine Loupe, rief den Angestellten, machte ihm mit leiser Stimme Bemerkungen, legte das Halsband auf den Ladentisch und betrachtete es von weitem, um die Wirkung besser beurteilen zu können.

Herr Lantin, dem alle diese Umständlichkeiten anfingen lästig zu werden, öffnete schon den Mund, um zu erklären: „O, ich weiß wohl, daß dies keinen Wert hat," als der Goldschmied sagte:

„Mein Herr, das hat einen Wert von zwölf- bis fünfzehntausend Franken; aber ich könnte es nicht kaufen, ohne von Ihnen seine Herkunft genau erfahren zu haben."

Der Witwer riß Mund und Augen weit auf, wie einer, der nicht begreift. Endlich stammelte er: „Wie sagen Sie? . . . Sind Sie sicher?" Der andere mißdeutete sein Erstaunen und antwortete mit schroffer Betonung: „Sie können sich anderwärts umsehen, ob

man Ihnen mehr dafür giebt. Für mich hat es höchstens einen Wert von fünfzehntausend. Sie können bei mir wieder vorsprechen, wenn Sie nichts besseres finden."

Herr Lantin war so ganz verdutzt, daß er sein Halsband nahm und davonlief, indem er einem unbestimmten Zuge folgte, allein zu sein und zu überlegen.

Als er auf die Straße getreten war, ergriff ihn ein unwiderstehlicher Lachreiz, und er dachte: „Der Einfaltspinsel! o, der Einfaltspinsel! Wenn ich ihn aber nur doch gleich beim Wort genommen hätte! Ein Goldschmied sein, wie der und nicht einmal das Falsche vom Echten unterscheiden können!"

Am Eingang der Rue de la Paix trat er bei einem andern Kaufmann ein. Sobald dieser den Schmuck gesehen hatte, rief er aus:

„Ei, der Tausend; dieses Halsband kenne ich ganz gut; es wurde hier gekauft."

Der nicht wenig verwirrte Herr Lantin fragte:

„Welchen Wert hat es?"

„Mein Herr, ich habe es für fünfundzwanzigtausend verkauft und bin bereit, es für achtzehntausend zurückzunehmen, insofern Sie, um den gesetzlichen Vorschriften zu genügen, mir mitteilen, wieso Sie dessen Besitzer sind." Jetzt setzte sich Herr Lantin, denn er war vor Erstaunen wie gelähmt. Er fing wieder an: „Aber . . . aber, bitte sehen Sie es sich recht genau an, mein Herr, ich hatte bis jetzt geglaubt, daß es — falsch sei."

Der Juwelier erwiderte: „Ihren Namen gefälligst, mein Herr?“

Mit Vergnügen! Ich heiße Lantin und bin Beamter auf dem Ministerium des Innern. Meine Wohnung ist Rue des Martyrs 16.“

Der Kaufmann schlug seine Bücher auf, suchte und sagte dann: „Dieses Halsband ist in der That an die Adresse der Frau Lantin Rue des Martyrs 16 geschickt worden am 20. Juli 1876.

Und dabei sahen sich die beiden scharf in die Augen: der Beamte vor Überraschung außer sich, der Goldschmied mit dem Verdachte, einen Dieb vor sich zu haben.

Dann fuhr dieser fort: „Wollen Sie mir diesen Gegenstand während bloß vierundzwanzig Stunden hier lassen. Ich werde Ihnen dafür einen Empfangschein ausstellen.“

Herr Lantin stotterte:

„Ei freilich, gewiß.“ Dann verließ er den Laden, indem er das Papier zusammenfaltete und in seine Tasche schob.

Nachdem er die Straße überschritten hatte, folgte er ihr aufwärts, bemerkte aber, daß er sich im Wege geirrt hatte, ging hinab bis zu den Tuilerien, überschritt die Seine, erkannte seinen abermaligen Irrtum und kehrte wieder nach den elysäischen Feldern zurück, ohne eine klare Idee in den Kopf fassen zu können. Endlich strengte er sich an, zu überlegen und zu begreifen. Seine Frau hatte keinen Gegenstand von solchem Werte kaufen können, das war sicher! — Aber

dann, dann war es ein Geschenk! Ein Geschenk! Ein Geschenk von wem? Wofür? Er war stillgestanden und blieb in der Mitte der breiten Allee stehen. Der schrecklichste Verdacht glitt wie ein Hauch über seine Seele. — Sie? — In diesem Falle waren ja dann auch alle andern Kleinodien Geschenke! Es war ihm, als ob die Erde wankte, als ob ein vor ihm stehender Baum umsänke. Mit ausgebreiteten Armen brach er besinnungslos zusammen.

In einer Apotheke, wohin die Vorübergehenden ihn getragen hatten, kam er wieder zu sich selber. Er ließ sich nach Hause führen und schloß sich ein.

Bis zum Anbruch der Nacht weinte er wie außer sich; er mußte in ein Taschentuch beißen, um nicht laut aufzuschreien. Ganz niedergeschmettert vor Müdigkeit und Kummer ging er zu Bett und verfiel in einen tiefen Schlaf.

Ein Sonnenstrahl weckte ihn. Langsam stand er auf, um auf sein Bureau zu gehen. Nach solchen Schlägen muß die Arbeit hart genug sein. Er bedachte dann, daß er sich bei seinem Vorgesetzten entschuldigen sollte und schrieb ihm. Hierauf fiel ihm ein, daß er wieder zu dem Goldschmied gehn müsse: aber die Scham trieb ihm die Röte ins Gesicht. Lange besann er sich. Er konnte doch das Halsband nicht bei jenem lassen. Er kleidete sich an und verließ das Haus.

Das Wetter war schön; ein blauer Himmel spannte sich über die lachende Stadt. Bummler, die Hände in den Hosentaschen schlenderten dahin.

Indem Lantin sie an sich vorbeigehen sah, sagte er zu sich selber: „Wie glücklich man doch ist, wenn man Vermögen hat! Mit Geld kann man sogar den Kummer abschütteln, man geht, wo's einem gefällt, man reist, man zerstreut sich! O, wenn ich reich wäre!“

Er merkte plötzlich, daß er hungrig war; denn er hatte seit vorgestern nichts gegessen. Allein seine Taschen waren leer, und er erinnerte sich wieder an das Halsband. Achtzehntausend Franken! Achtzehntausend Franken! das war eine anständige Summe!

Er erreichte die Rue de la Paix und fing an, auf dem Trottoir vor dem Laden auf und ab zu gehen. Achtzehntausend Franken! Wohl zwanzig Mal war er im Begriffe, einzutreten; aber die Scham hielt ihn immer wieder davon ab.

Und doch hatte er Hunger, tüchtigen Hunger und keinen Sou. Plötzlich faßte er seinen Entschluß, rannte über die Straße, um sich keine Zeit zum Überlegen zu gönnen, und stürzte in den Goldschmiedladen hinein.

Sobald der Kaufmann seiner ansichtig wurde, beeilte er sich, ihm mit lächelnder Höflichkeit einen Sessel anzubieten. Auch die Angestellten kamen und blickten Lantin verstohlen an, wobei ihr Gesicht von Fröhlichkeit strahlte.

Der Juwelier erklärte: „Ich habe mich erkundigt, mein Herr, und bin immer noch bereit, Ihnen die Summe auszuzahlen, die ich Ihnen angeboten habe.“

Der Beamte lispelte: „Nun ja! einverstanden.“

Der Goldschmied nahm aus seiner Schublade achtzehn große Bankscheine, zählte sie und reichte sie Lantin, der einen Empfangschein unterschrieb und mit zitternder Hand das Geld in die Tasche schob.

Beim Hinausgehen wendete er sich zu dem ihn mit lächelnder Miene begleitenden Kaufmann und sagte mit niedergeschlagenen Augen: „Ich habe . . . ich habe noch mehr Schmucksachen, . . . die mir . . . aus dem nämlichen Nachlaß zugefallen sind. Wären Sie geneigt, sie mir auch abzukaufen?“

Der Kaufmann verneigte sich: „Ei warum nicht, mein Herr!“ Einer der Handlungsdiener ging hinaus, um ungestört lachen zu können, ein anderer schnaubte sich die Nase mit Geräusch.

Unerschütterlich ernst berichtete Lantin mit leichtem Erröten: „So werde ich Ihnen dieselben holen.“

Dann nahm er einen Fiaker, um die Juwelen herzuschaffen.

Als er nach einer Stunde wieder bei dem Kaufmann eintrat, hatte er noch nicht gefrühstückt. Sie setzten sich hin, um die Gegenstände Stück für Stück zu prüfen und zu schätzen. Fast alle waren in dem Hause gekauft worden.

Dabei fing Lantin an, die Schätzungen zu beanstanden, machte Schwierigkeiten, verlangte, daß man ihm die Verkaufs-Kontrolle vorlege und redete immer lauter, je höher die Summe stieg.

Der große Ohrenschmuck aus Brillanten gilt zwanzigtausend Franken, die Armbänder für fünfunddreißigtausend, die Broschen, Ringe und Medaillons

sechszehntausend, ein Schmuck aus Smaragden und Saphieren vierzehntausend, ein Solitär, der an einer goldenen Halskette hing, vierzigtausend. Das Ganze erreichte die Summe von hundertsechsundneunzigtausend Franken.

Der Kaufmann erklärte mit leisem Spotte: „Das muß von einer Person herrühren, die alle ihre Ersparnisse in Kleinodien anlegte."

Lantin sagte feierlich: „Das ist eine Art und Weise, sein Geld anzulegen, wie eine andere." Hierauf entfernte er sich, nachdem er mit dem Käufer ausgemacht hatte, daß am folgenden Tage eine nochmalige Schätzung von anderer Seite stattfinden sollte.

Als er auf der Straße war, spürte er beim Anblick der Vendôme-Säule nicht wenig Lust, daran hinaufzuklimmen, als ob sie ein Klettermast gewesen wäre. Es war ihm so leicht zu Mute, daß er versucht war, über das hoch oben gen Himmel ragende Standbild des Kaisers das Bockspringen der Knaben zu üben.

Er frühstückte bei Voisin und trank dazu Wein die Flasche zu zwanzig Franken.

Dann mietete er einen Fiaker und machte eine Lustfahrt im Boulogner Wäldchen. Mit einer gewissen Geringschätzung sah er auf die Equipagen herunter und in seiner Seele entbrannte der Wunsch, den Vorüberfahrenden zuzurufen: „Ich bin auch reich, ich. Ich besitze zweimalhunderttausend Franken!"

Da kam ihm auf einmal das Ministerium in den Sinn. Er ließ sich dorthin fahren, trat beherzt zu

seinem Vorgesetzten ins Büreau und kündigte ihm an: „Ich komme, mein Herr, um meine Entlassung einzureichen. Ich habe eine Erbschaft von dreimalhunderttausend Franken gemacht.“ Seinen ehemaligen Kollegen drückte er die Hand und anvertraute ihnen seine Pläne für die Zukunft. Dann speiste er im Kaffee Anglais.

Hier saß er neben einem wie ihm schien vornehmen Herrn und konnte dem Kitzel nicht widerstehen, ihm mit einer gewissen Gespreiztheit anzuvertrauen, daß er im Begriffe sei, viermalhunderttausend Franken zu erben.

Zum ersten Male in seinem Leben langweilte er sich nicht im Theater und brachte den Abend in Damengesellschaft zu.

Sechs Monate später verheiratete er sich wieder. Seine zweite Frau war sehr ehrbar, hatte aber einen eigensinnigen Charakter. Er hatte um sie herum viel auszustehen.

Eine Erscheinung.

Anläßlich eines kürzlich durchgeführten Prozesses sprach man am Schlusse eines vertraulichen Gesellschaftsabends in einem herrschaftlichen Hause der Rue de Grenelle von Sequestration. Dabei erzählte jeder seine Geschichte, deren Wahrheit er verbürgte.

Endlich erhob sich auch der zweiundachtzigjährige Marquis de la Tour-Samuel und sprach, sich auf das Kamin stützend, mit seiner etwas zitternden Stimme:

„Ich weiß auch eine seltsame Sache, so seltsam, daß sie mein Leben lang auf meinem Gemüte gelastet hat. Es sind jetzt sechsundfünfzig Jahre her, daß mir dieses Abenteuer begegnet ist, und es vergeht kein Monat, ohne daß es mir im Traume wieder erscheint. Seit jenem Tage ist mir ein Denkzettel, ein Eindruck von Furcht geblieben, wie man sich's nicht leicht vorstellen kann. Ja wohl, ich habe während zehn Minuten eine gräßliche Furcht ausgestanden und das in solchem Maße, daß mir seit jener Stunde in der Seele ein fortwährendes Bangen zurückgeblieben ist.

Unerwartete Geräusche verursachen mir ein Beben bis in's Innere; die Gegenstände, die ich im Schatten des Abends undeutlich sehe, erzeugen in mir eine unsinnige Lust zum Ausreißen. Mit einem Worte, ich habe Furcht.

O, das hätte ich nie einzugestehen gewagt, bevor ich das Alter erreicht habe, in dem ich jetzt stehe. Nun darf ich alles sagen. Es wird ja wohl gestattet sein, vor eingebildeten Gefahren nicht mehr tapfer zu sein, wenn man zweiundachtzig Jahre alt ist. Vor thatsächlichen Gefahren bin ich nie zurückgewichen, meine Damen.

Diese Geschichte hat meinen Geist so aus der Fassung gebracht und in meine Seele eine so tiefgreifende, wunderbare schreckliche Verwirrung geschleudert, daß ich sie noch nie erzählt habe. Sie blieb im tiefsten Innern meiner Seele bewahrt, in jenem Versteck, wo man die für uns peinlichen oder beschämenden Geheimnisse, alle Schwächen verbirgt, die man nicht eingestehen darf, weil sie unserem Dasein anhaften.

Ich werde Ihnen das Abenteuer erzählen, so wie es geschah, ohne zu versuchen, es zu erklären. Es steht fest, daß es wohl erklärlich ist, wenn ich wenigstens nicht etwa meine tolle Stunde hatte. Aber nein, ich war nicht verrückt und werde Ihnen den Beweis dafür liefern. Sie mögen sich dazu denken was Sie wollen: Ich gebe die einfachen Thatsachen.

Es war im Juli des Jahres 1827. Ich stand in Rouen in Garnison.

Als ich mich eines Tages am Quai erging, begegnete ich einem Manne, der mir bekannt vorkam, ohne daß ich mich darauf besinnen konnte wer es war. Instinktiv machte ich eine Bewegung, als ob ich stillestehen wollte. Der Fremde bemerkte diese Geberde, sah mich an und fiel mir in die Arme.

Es war ein Jugendfreund, der mir sehr lieb gewesen war. Seit den fünf Jahren, da ich ihn nicht gesehen hatte, schien er um ein halbes Jahrhundert gealtert zu sein. Seine Haare waren ganz weiß und er ging gebückt wie abgearbeitet. Meine Überraschung schien ihn nicht zu befremden, und er erzählte mir sein Leben. Ein fürchterliches Unglück hatte ihn geknickt.

Er hatte sich zum Sterben in ein junges Mädchen verliebt und es in einer Aufwallung seiner beglückten Seele geheiratet. Nach einem Jahre übermenschlicher Glückseligkeit und nicht gestillter Leidenschaft war sie plötzlich an einer Herzkrankheit weggestorben, ohne Zweifel als ein Opfer der Liebe.

Am Beerdigungstage hatte er sein Schloß verlassen und war nach Rouen übergesiedelt, um dort sein Haus zu bewohnen. Da lebte er einsam und hoffnungslos, von Schmerz gepeinigt und so elend, daß er nur an Selbstmord dachte.

„„Da ich dich so antreffe,““ sagte er zu mir „„bitte ich dich, mir einen großen Dienst zu erweisen, nämlich in mein Schloß zu gehen und dem Sekretär in meinem Zimmer, will sagen, in unserm Zimmer, einige Papiere zu entnehmen, deren ich dringend bedarf.

Ich kann mit diesem Geschäfte keinen Untergebenen und keinen Agenten betrauen; denn ich verlange eine undurchdringliche Verschwiegenheit und ein absolutes Stillschweigen. Ich selbst werde um keinen Preis mehr jenes Haus betreten.

Ich werde dir den Schlüssel zu jenem Zimmer, das ich beim Weggehen eigenhändig abgeschlossen habe, sowie den Schlüssel zu meinem Sekretär übergeben. Du wirst überdies meinem Gärtner ein Wort von mir abgeben, worauf er dir das Schloß öffnen wird.

Aber komm morgen auf das Frühstück zu mir, und dann können wir ja mehr darüber sprechen." "

Ich versprach, ihm diesen kleinen Dienst zu erweisen. Das war ja für mich ein Spazierritt, da sein Gut ungefähr fünf Stunden von Rouen entfernt lag. Ich würde zu Pferde eine Stunde brauchen.

Des andern Tages um zehn Uhr war ich bei ihm. Wir frühstückten unter vier Augen; aber er sprach nicht zwanzig Worte. Er bat mich ihn zu entschuldigen, und behauptete, daß der Gedanke an den Besuch, den ich jenem Zimmer, wo sein Glück begraben lag, zu machen im Begriffe stand, ihn ganz aus der Fassuug bringe. Und in der That schien er mir sonderbar aufgeregt und befangen zu sein, als ob in seiner Seele ein geheimnisvoller Kampf getobt hätte.

Dann erklärte er mir genau, was ich zu thun hatte. Es war einfach genug. Ich sollte zwei Bündel Briefe und ein Packet Papiere nehmen, die in der ersten Schublade rechts des Möbels, dessen Schlüssel ich hatte, lagen, Er fügte hinzu:

„„Ich habe nicht nötig, dich zu bitten keinen Blick hineinzuwerfen.“ “

Dieses Wort verletzte mich beinahe, und ich sagte ihm dies mit Lebhaftigkeit. Er stotterte verlegen:

„„Verzeih mir, ich leide zu sehr,“ “ und dabei fing er zu weinen an.

Gegen ein Uhr nahm ich von ihm Abschied, um meinen Auftrag auszuführen.

Es war herrliches Wetter, und ich ritt in flottem Trabe durch die Fluren. Mein Säbel schlug auf meinem Stiefel zu dem Gesang der Lerchen den Takt.

Ich erreichte den Wald und setzte nun mein Pferd in Schritt. Das Laubwerk der Bäume streichelte liebkosend mein Gesicht. Bisweilen erhaschte ich mit den Zähnen ein Blatt, das ich gierig kaute in einem Anfall froher Lebenslust, wie sie uns etwa aus unbekannten Gründen überkommt, als ein übersprudelndes und unfaßbares Wonnegefühl, als eine Art trunkenen Kraftbewußtseins.

Als ich mich dem Schlosse näherte, suchte ich in meiner Tasche den Brief, den ich für den Gärtner bei mir hatte, und bemerkte zu meinem Erstaunen, daß er versiegelt war. Ich war davon überrascht und so aufgebracht, daß ich beinahe umgekehrt wäre, ohne mich meines Auftrages entledigt zu haben. Doch bedachte ich, daß ich dadurch eine ziemlich geschmacklose Empfindlichkeit an den Tag zu legen im Begriffe stand; denn mein Freund hatte, wenn ich sein verstörtes Wesen in Betracht zog, diesen Brief verschlossen, ohne dessen genau zu achten.

Der Landsitz schien seit zwanzig Jahren nicht mehr bewohnt zu sein. Das halbverfaulte Thor stand offen und hielt sich noch aufrecht; doch war die Ursache dieser Festigkeit schwer zu entdecken. In den Alleen sproßte überall Gras, und so war es unmöglich, die Rasen-Einfassungen zu unterscheiden.

Bei dem Lärm, den ich mit Faustschlägen gegen einen Fensterladen verursachte, trat ein alter Mann aus einer Seitenthüre. Er schien über meine Ankunft ganz verblüfft zu sein. Ich schwang mich aus dem Sattel und gab meinen Brief ab. Er las ihn zu wiederholten Malen, kehrte ihn um, sah mich darunter durch an, steckte das Papier ein und sagte:

„„Und nun was wünschen Sie?““

Ich antwortete scharf:

„Das werden Sie wohl wissen, da Sie ja da drin die Befehle Ihres Herrn bekommen haben. Ich muß in's Schloß.“

Er schien niedergeschmettert zu sein und erklärte:

„„Und Sie wollten wirklich . . . wirklich in sein Zimmer?““

Ich fing an, ungeduldig zu werden.

„Zum Kuckuck! Wollen Sie mich am Ende gar ausfragen?“

Er stammelte:

„„Nein, gnädiger Herr, . . . aber es ist . . . es ist nicht geöffnet worden seit . . . seit dem . . . Tod. Wenn Sie fünf Minuten warten wollen, so werde ich, . . . werde ich gehen, um zu sehen, ob . . .““

Zornig unterbrach ich ihn:

„Na, das wird immer besser! Wollen Sie sich vielleicht über mich lustig machen. Sie können dort ja nicht eintreten, weil ich den Schlüssel besitze.“

Jetzt wußte er nicht mehr, was sagen.

„„So werde ich Ihnen, mein Herr, den Weg zeigen.““

„Zeigen Sie mir die Treppe und lassen Sie mich allein. Ich werde es ohne Sie ganz wohl finden.“

„„Aber . . . gnädiger Herr . . . vielleicht . . .““

Dieses Benehmen brachte mich vollends auf: „Schweigen Sie einmal, nicht wahr? Oder Sie haben es mit mir zu thun.“

Ich schob ihn heftig auf die Seite und trat in das Haus.

Zuerst schritt ich durch die Küche, dann durch zwei kleine Räume, welche dieser Mann mit seiner Frau bewohnte und hierauf über einen großen Hausflur, stieg die Treppe hinauf und erkannte die Thüre die mir mein Freund bezeichnet hatte.

Ich öffnete sie ohne Mühe und trat ein.

Das Zimmer war so dunkel, daß ich zuerst nichts unterscheiden konnte. Ich blieb stehen, festgebannt von dem schimmligen und faden Geruch der unbewohnten und verwunschenen Gemächer, der außer Gebrauch gesetzten Wohnräume. Allmählich gewöhnten sich meine Augen an die Dunkelheit, und ich sah ziemlich deutlich, daß ich in einem großen Zimmer war, das sich durch einen erheblichen Mangel an Ordnung auszeichnete. Da stand ein Bett ohne Leintücher, aber noch mit seinen Matratzen und Kissen versehen, deren eines einen tiefen Abdruck von einem Ellbogen oder einem

Kopfe aufwies, als ob man eben noch darauf gelegen habe.

Die Sessel schienen auch in Unordnung herumzustehen. Zudem war, wie ich beobachtete, eine Thüre, ohne Zweifel die eines Schrankes, halb offen geblieben.

Zuerst ging ich ans Fenster und öffnete es, um das Tageslicht hereinzulassen. Aber das Riegelwerk des Ladens war so verrostet, daß ich es nicht zum Nachgeben bringen konnte.

Ich versuchte sogar, es mit meinem Säbel zu zertrümmern, jedoch ohne Erfolg. Dabei erhitzte ich mich ordentlich, und da sich meine Augen endlich vollkommen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, verzichtete ich auf die Hoffnung, klarer sehen zu können, und trat zum Sekretär.

Ich setzte mich in einen Lehnsessel, ließ das Fach herunter und öffnete die bezeichnete Schublade. Sie war bis zum Rande gefüllt. Ich sollte blos drei Packete haben, deren Kennzeichen ich wußte, und fing an, sie zu suchen.

Ich guckte mir fast die Augen aus, um die Aufschriften zu entziffern, als ich hinter mir ein Rascheln zu hören oder besser zu fühlen vermeinte. Ich schenkte ihm keine Aufmerksamkeit; denn ich nahm an, daß ein Luftzug irgend einen Stoff bewegt haben müsse. Allein, es dauerte nur eine Minute, so war es eine kaum wahrnehmbare Bewegung, die mir eine Art unangenehmen Schauers über die Haut jagte. Deshalb auch nur ein wenig aufgeregt zu werden, schien mir so einfältig zu sein, daß ich aus Scham vor mir

ſelber mich nicht umwenden mochte. Jetzt entdeckte ich das zweite Bündel, deſſen ich bedurfte, und fand richtig auch das dritte, als ein ſchwerer und kläglicher Seufzer, der gegen meine Schulter ausgeſtoßen wurde, mich wohl zwei Meter von meinem Sitze wegſchnellte. Bei dieſem närriſchen Zurückprallen hatte ich mich umgedreht, die Hand am Gefäß meines Degens, und in der That, wenn ich ihn nicht an meiner Seite geſpürt hätte, ſo wäre ich davongelaufen wie ein Feigling.

Eine große, weißgekleidete Frau, die hinter dem Seſſel ſtand, wo ich eine Sekunde vorher geſeſſen war, ſah mich an.

Ich fühlte einen ſolchen Schlag durch meine Glieder zucken, daß ich beinahe rücklings umgefallen wäre. Niemand, der es nicht ſelbſt empfunden hat, kann dieſen entſetzlichen und betäubenden Schrecken begreifen. Die Seele zerfließt in nichts; man fühlt nicht einmal mehr ſein Herz, der ganze Körper wird ſo weich wie ein Schwamm; es iſt gerade, als ob unſer ganzes inneres Weſen zuſammenbrechen müßte.

Ich glaube nicht an Geſpenſter, und doch habe ich, der häßlichen Furcht vor den Toten nachgebend, gelitten, o, in wenigen Augenblicken mehr gelitten, als während meines ganzen übrigen Lebens unter der Beklemmung des unwiderſtehlichen Schrecks vor dem Übernatürlichen.

Hätte ſie nicht geſprochen, ſo wäre ich vielleicht vor Angſt geſtorben! Aber ſie ſprach und zwar mit einer ſanften und klagenden Stimme, die durch meine Nerven nachzitterte. Ich wage nicht zu behaupten,

daß ich Herr über mich selbst wurde und meine Urteilskraft wieder gewonnen habe. Durchaus nicht. Ich war so verwirrt, daß ich nicht mehr wußte, was ich that; aber das bischen Stolz, das ich in meinem Innern hege, und ein wenig von dem gehobenen Selbstbewußtsein, das meinem Berufe entsprach, bewirkten, daß ich trotz meiner selbst eine anerkennenswerte Haltung beibehielt. Ich bewahrte sie mit Rücksicht auf mich, wie auch auf sie, ja auf sie, mochte sie sein, was sie wollte, ein Weib oder ein Schemen. Erst später habe ich mir von all' diesem Rechenschaft gegeben; denn das versichere ich Sie, im Augenblicke der Erscheinung dachte ich an nichts. Ich hatte Furcht.

Sie sprach:

„„O, mein Herr, Sie können mir einen großen Dienst erweisen!" "

Ich wollte antworten; aber es war mir unmöglich, ein Wort herauszubringen. Meiner Kehle entfuhr ein unverständliches Geräusch.

Sie fuhr weiter:

„„Wollen Sie? Sie können mich retten, mich heilen. Ich leide entsetzlich. Ich leide, o, ich leide!" "

Und mit diesen Worten setzte Sie sich sachte in den von mir verlassenen Lehnstuhl. Sie sah mich an:

„„Wollen Sie?" "

Ich machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen; denn meine Stimme war immer noch wie gelähmt.

Sie reichte mir einen Kamm von Schildpatt und flüsterte:

„„Kämmen Sie mich, o kämmen Sie mich; das

wird mich heilen. Ich muß gekämmt werden Sehen Sie meinen Kopf an ... Wie ich leide und wie mich meine Haare schmerzen!" "

Ihre wie mir schien sehr langen und sehr schwarzen Haare hingen aufgelöst über die Lehne des Fauteuils und reichten bis auf den Boden.

Warum that ich, was nun folgt? Weshalb nahm ich, wiewohl schaudernd, ihr den Kamm ab und weshalb faßte ich mit den Händen ihre langen Haare, die auf meiner Haut den Eindruck gräßlicher Kälte zurückließen, als ob ich Schlangen gehandhabt hätte. Ich kann es nicht sagen.

Diese Empfindung ist in meinen Fingern zurückgeblieben, und ich bebe, so oft ich dran denke.

Ich kämmte sie. Ich handhabte diese eiskalte Haartracht mit unbewußtem Eifer. Ich wand sie, verknüpfte und löste sie wieder auf. Ich flocht sie, wie man bei einem Pferde die Mähne flicht. Und sie seufzte mit zurückgebeugtem Haupte und schien dabei glücklich.

Plötzlich sagte sie zu mir: „ „Danke!" " entriß den Kamm meinen Händen und floh durch die Thüre, die, wie ich bemerkt hatte, halb offen gewesen war.

Ich war plötzlich wieder allein und empfand während einiger Sekunden das dumpfe, verworrene Gefühl, das einen beherrscht beim Erwachen nach einem beängstigenden Traum. Endlich gewann ich wieder die Herrschaft über meine Sinne, rannte zum Fenster und zertrümmerte mit einem wütenden Stoße die Läden.

Ein Schwall hellen Tageslichtes wogte herein. Ich stürzte auf die Thüre zu, durch welche das Wesen

verschwunden war. Sie war verschlossen und unerschütterlich.

Jetzt packte mich ein wahres Kanonenfieber, eine Panik, die wahre Panik des Schlachtfeldes. Eiligst ergriff ich die drei Packete mit Briefen auf dem offenen Sekretär, durcheilte das Zimmer im Flug, sprang je vier Stufen die Treppe auf einmal hinab, war hinaus gekommen, ich weiß nicht mehr wo hinaus und sah mein Pferd auf zehn Schritte Entfernung. Ich erklomm es mit einem Satz und sprengte im Galopp davon.

Erst in Rouen hielt ich an und zwar vor meiner Wohnung. Ich warf meiner Ordonnanz den Zügel zu und flüchtete auf mein Zimmer, wo ich mich einschloß um meinen Gedanken nachhängen zu können.

Da fragte ich mich nun während einer Stunde peinlicher Unruhe, ob ich nicht der Spielball einer Sinnestäuschung geworden sei. Wohl möglich, ich hatte eine jener unbegreiflichen Nervenerschütterungen, jener närrischen Anwandlungen des Gehirns durchgemacht, denen die Wunder ihre Entstehung und der Wunderglaube seine Macht verdanken.

Und ich fing an, an eine Vision, an eine Sinnestäuschung zu glauben. Indem ich mich, diesen Zweifeln nachhängend, dem Fenster näherte, glitten meine Blicke auf meine Brust. Mein Dolman war voll langer Frauenhaare, die sich um die Knöpfe gewickelt hatten!

Eins um's andre erfaßte ich und warf sie mit zitternden Fingern hinaus.

Dann rief ich meiner Ordonnanz; denn ich fühlte mich zu verwirrt und aufgeregt, als daß ich am näm-

lichen Tage hätte zu meinem Freunde gehen können. Zudem wollte ich reiflich überlegen, was ich ihm sagen wollte.

Ich übersandte ihm seine Briefe, wofür er dem Soldaten einen Empfangschein übergab. Er erkundigte sich sehr nach mir. Man sagte ihm, daß ich unwohl wäre, daß ich den Sonnenstich hätte, oder was weiß ich. Er schien beunruhigt.

Folgenden Tages begab ich mich zu ihm in der Morgenfrühe; denn ich war entschlossen, ihm die Wahrheit zu sagen. Er war jedoch am Abend vorher ausgegangen und nicht zurückgekehrt.

Im Laufe des Tages ging ich wieder hin, man hatte ihn nicht wiedergesehen. Er erschien nicht mehr. Jetzt benachrichtigte ich die Obrigkeit. Man ließ überall auf ihn fahnden, ohne eine Spur seiner Durchreise oder seines Schlupfwinkels zu entdecken.

In dem verlassenen Schlosse wurde eine genaue Haussuchung veranstaltet, — ohne jedoch darin etwas Verdächtiges zu entdecken.

Kein Anzeichen verriet, daß ein Weib darin verborgen worden wäre.

Da die Nachforschungen kein Resultat ergaben, wurden sie eingestellt.

Seit sechsundfünfzig Jahren habe ich nichts darüber erfahren. Ich weiß nichts weiter davon."

Die Thüre.

„O!“ rief Karl Massouligny aus, „in der That eine schwierige Frage, die der nachsichtigen Ehemänner! Ich habe deren von allen Arten gesehen und getraute mir nicht, über einen einzigen eine abgeschlossene Meinung zu haben. Schon oft habe ich versucht, zu ergründen, ob sie in Wirklichkeit blind, scharfsichtig oder schwach sind. Es gibt, wie ich glaube, von allen drei Kategorien.

Nehmen wir schnell die Blinden vor. Diese sind übrigens gar keine eigentlich nachsichtigen, weil sie nichts erfahren, aber gute dumme Teufel, die nie über ihre Nase hinaussehen. Es ist, beiläufig bemerkt, eine merkwürdige und interessante Thatsache, zu beobachten, mit welcher Leichtigkeit Männer, solche von allen Arten, und auch Frauen, solche von allen Arten, sich täuschen lassen. Wir sind den einfachsten Listen aller Derer, die uns umgeben, preisgegeben, unserer Kinder, Freunde, Dienstboten und Lieferanten. Die Menschheit ist leicht-

gläubig, und wir entwickeln, um die Kniffe der Andern zu vermuten, verraten und zu hintertreiben, nicht den zehnten Teil des Scharfsinnes, den wir aufwenden, wenn wir jemand täuschen wollen.

Die scharfsichtigen Ehemänner gehören drei Rassen an. Diejenigen, welche ein Interesse des Geldes, des Ehrgeizes oder ein anderes daran besitzen, daß ihre Frau einen oder mehrere Liebhaber habe. Diese wünschen bloß, annähernd den Schein zu wahren, sind aber im übrigen mit der Sache einverstanden.

Diejenigen, welche wüten. Über diese ließe sich ein hübscher Roman schreiben.

Endlich die Schwachen, die Furcht vor einem Skandal haben.

Was mich betrifft, so kannte ich einen Ehemann von recht seltener Art, der sich auf geistreiche und wunderliche Weise vor dem gebräuchlichen Unheil zu bewahren wußte.

In Paris machte ich die Bekanntschaft eines eleganten Ehepaares, das in der vornehmen Welt eine ansehnliche Rolle spielte. Die Frau, eine lebhafte Dame, war groß, schlank, hatte zahlreiche Anbeter und — viele Abenteuer erlebt, wie man sich sagte. Sie gefiel mir ihres Geistes wegen und ich glaube, daß ich ihr auch gefiel. Ich machte ihr den Hof, versuchsweise den Hof, worauf sie mit deutlichen Herausforderungen antwortete. Wir waren bald bei den zärtlichen Blicken, bei dem Drücken der Hände, bei all' den

kleinen Beweisen der Galanterie angelangt, die dem großen Sturm auf das Herz vorausgehen.

Gleichwohl zögerte ich immer noch. Ich finde eben überhaupt, daß die Mehrzahl der Liebschaften in der eleganten Welt, selbst wenn sie sehr kurz sind, das Üble, das sie uns bereiten, sowie die Widerwärtigkeiten, die daraus entstehen können, nicht wert sind. Ich vergleiche daher bei mir selbst die Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten, die ich hoffen und befürchten könnte, sobald ich zu bemerken glaube, daß der Gatte mich im Verdacht hat und mir auflauert.

Als ich an einem Ballabend der jungen Frau in einem kleinen Salon, der an den großen stieß, wo man tanzte, Liebenswürdigkeiten sagte, erblickte ich plötzlich in einem Spiegel den Widerschein eines Gesichtes, das uns ausspähte. Es war ihm. Unsere Blicke kreuzten sich; dann sah ich ihn, immer noch durch den Spiegel, wie er den Kopf wandte und ging.

Ich flüsterte:

„Ihr Gatte belauscht uns."

Sie schien verdutzt.

„Mein Gatte."

Jawohl! Zu verschiedenen Malen hat er uns nun schon aufgelauert."

„Ach was! Sind Sie sicher?"

„Ganz sicher."

„Wie sonderbar. Gewöhnlich zeigte er sich gegen meine Freunde so liebenswürdig als nur immer möglich."

„Er hat vielleicht erraten, daß ich Sie liebe!“

„Ei gehn Sie doch! Und dann sind Sie nicht der Erste, der mir den Hof macht. Jede einigermaßen namhafte Frau schleppt eine Herde schmachtender Liebhaber hinter sich her.“

„Gewiß; aber ich liebe Sie innig.“

„Angenommen, dem sei so, errät ein Gatte je solche Dinge?“

„Folglich ist er nicht eifersüchtig?“

„Nein — nein —“

Sie sann einige Augenblicke, dann fuhr sie fort:

„Nein — Ich bemerkte nie, daß er eifersüchtig gewesen wäre.“

„So hat er Sie nie, gar nie überwacht?“

„Nein. — Wie ich Ihnen sagte: er ist mit meinen Freunden sehr liebenswürdig.“

Von diesem Tage an machte ich ihr regelmäßig den Hof. Nicht daß mir die Frau besser gefallen hätte; aber die wahrscheinlich eintretende Eifersucht des Gatten hatte für mich zu viel Verlockendes.

Was sie betraf, so beurteilte ich sie mit kühler Geistesgegenwart. Sie besaß einen gewissen, auf dem weltlichen Schliff beruhenden Reiz, der einem lebhaften, fröhlichen, liebenswürdigen und oberflächlichen Geist entsprang, aber keinem wirklichen tiefgehenden Zauber. Sie war, wie ich schon sagte, ein aufgeregtes, äußerliches Wesen von etwas aufdringlicher Eleganz.

Als ich nun eines Tages bei ihnen speiste, sagte ihr Gatte beim Abschied zu mir:

„Mein lieber Freund, (seit einiger Zeit behandelte er mich als Freund), wir werden bald aufs Land verreisen. Und da ist es denn für meine Frau und mich ein großes Vergnügen, dort Leute zu bewillkommnen, die wir lieben. Wollen Sie es annehmen, einen Monat lang bei uns zu verweilen? Das wäre von Ihnen sehr liebenswürdig."

Ich war betreten; doch schlug ich ein.

Ich verfügte mich demnach einen Monat später nach ihrem Landsitze Vertcresson in der Touraine.

Man erwartete mich am Bahnhof, der fünf Kilometer vom Schlosse entfernt war. Es waren ihrer drei, sie, der Gatte und ein mir unbekannter Herr, der Graf de Morterade, dem ich vorgestellt wurde. Er schien ganz entzückt zu sein, meine Bekanntschaft zu machen, und während wir im schnellen Trabe auf einem netten, von zwei Hecken eingefaßten Hohlwege dahin fuhren, durchkreuzten meinen Geist die wunderlichsten Gedanken. Ich sagte zu mir selbst: „Und nun, was soll das heißen? Ein Gatte, der nicht zweifeln kann, daß seine Frau und ich schon Liebenswürdigkeiten austauschen, und der mich zu sich einlädt, mich wie einen Vertrauten empfängt und dessen Miene zu sagen scheint: „Kommen Sie, kommen Sie, mein Lieber, die Bahn ist frei!"

Dann stellt man mir einen ganz hübschen Herrn vor, der schon im Hause sich eingenistet hat, und —

und der vielleicht wegzukommen sucht, und der eben so wie der Gatte zu meiner Ankunft das zufriedenste Gesicht macht.

Ist's vielleicht ein Alter," der seinen Abschied zu nehmen sucht? Fast möchte man's glauben. — Und dann? Da wären vielleicht die beiden Männer stillschweigend einig infolge eines jener netten, niederträchtigen, in der heutigen Gesellschaft so alltäglichen Übereinkommen? Und man schlägt mir, aber ohne mir es zu sagen, vor, als Nachfolger in die Verbindung einzutreten. Man streckt mir die Hände und streckt mir die Arme entgegen. Man öffnet mir alle Thüren und alle Herzen.

Sie? Ein Rätsel. Sie kann, sie muß ja alles wissen. Und doch? — und doch? — was nun? — Ich kenne mich darin nicht aus!

Beim Essen ging's sehr fröhlich und sehr herzlich zu. Als man vom Tische aufstand, fingen der Gatte und sein Freund ein Kartenspiel an, während ich mit der Herrin des Hauses auf der Freitreppe den Mondschein genoß. Sie schien durch die Naturschönheiten sehr empfindsam gestimmt zu sein. Ich fand, der Augenblick meines Glücks dürfte nicht mehr fern sein. An diesem Abend fand ich sie in der That reizend. Das Landleben hatte ihr Gemüt weich, ja schlaff gemacht. Ihre hohe, schlanke Figur stimmte vortrefflich zu der steinernen Freitreppe und der großen, mit einer Pflanze geschmückten Vase. Ich hatte Lust, sie mit unter die Bäume fortzureißen, mich zu ihren Füßen zu werfen und ihr Worte der Liebe zu sagen.

Da rief die Stimme ihres Gatten: „Luise?“

„Ja, mein Lieber.“

„Du vergissest den Thee.“

„Ich komme sogleich, mein Lieber.“

Wir traten ein, und sie reichte uns den Thee herum. Als die beiden Herren ihre Partie beendigt hatten, schienen sie schläfrig zu sein. Wir mußten in unsere Zimmer hinaufgehen. Ich schlief sehr spät ein und schlief sehr schlecht.

Am folgenden Tage wurde ein Ausflug auf den Nachmittag ausgemacht. Wir fuhren in offenem Landauer, um irgendwo Ruinen anzusehen. Wir zwei, sie und ich, waren auf den zwei Rücksitzen des Wagens, während die andern zwei Herren uns gegenüber die andern Plätze einnahmen.

Man plauderte lebhaft und ließ sich gehen. Ich bin Waise, und es schien mir, ich finde meine Familie wieder, so sehr fühlte ich mich bei ihnen zu Hause.

Auf einmal flüsterte der Gatte mit einer Miene des Vorwurfs: „Luise, ich bitte Sie, tragen Sie doch nicht altes Schuhwerk. Es liegt kein Grund vor, sich in Paris besser zu pflegen, als auf dem Lande.“ Ich senkte meine Blicke, und da die Dame ihren Fuß vorgestreckt hatte, sah ich, daß sie in der That alte, ausgetretene Stiefelchen trug.

Sie errötete, indem sie ihren Fuß unter das Kleid zurückzog. Der Hausfreund schaute mit gleichgültiger, völlig sorgenloser Miene in die Ferne.

Der Gatte bot mir eine Cigarre an, die ich annahm. Während mehrerer Tage war es mir unmöglich, mit ihr nur zwei Minuten allein zu sein, so sehr folgte er uns überallhin. Gegen mich war er im Übrigen die Liebenswürdigkeit selbst.

Da, eines Morgens, als er gekommen war, um mich zu einem Spaziergange vor dem Frühstück abzuholen, kamen wir auf die Ehe zu sprechen. Ich sprach einige Gedanken aus über die Einsamkeit und einige andere über das Zusammenleben, das durch die Zärtlichkeit einer Frau verschönert wird. Plötzlich unterbrach er mich: „Mein Lieber, sprechen Sie nicht über Dinge, die Sie nicht verstehen. Eine Frau, die kein Interesse mehr hat, Sie zu lieben, liebt Sie nicht lange. Alle Künste, die sie uns teuer machen, so lange sie uns nicht endgültig angehören, nehmen ein Ende, sobald sie unser sind. Und dann übrigens — die ehrbaren Frauen — das heißt unsere Frauen — sind — sind nicht — ermangeln — verstehen einfach ihren Beruf als Frauen nicht gehörig. Das ist's — ich versteh mich drauf."

Er sagte nichts mehr, und ich konnte seinen Gedanken nicht ganz erraten.

Zwei Tage nach dieser Unterredung rief er mich zu sehr früher Tagesstunde auf sein Zimmer, um mir eine Sammlung Stiche zu zeigen.

Ich setzte mich in einen Lehnstuhl, der großen Thüre, die sein Zimmer von demjenigen seiner Frau trennte, gegenüber, und hinter dieser Thüre hörte ich jemanden

gehen und sich bewegen. Ich dachte an nichts weniger als an seine Stiche, wiewohl ich ausrief: „O wie köstlich! ausgezeichnet! ausgezeichnet!“

Plötzlich sagte er: „Ah, ich habe noch einen wunderbar schönen, nebenan. Ich will Ihnen denselben holen.“

Damit eilte er auf die Thüre los, deren zwei Flügel sich wie zu einem Theatereffekt öffneten.

In einem großen unordentlich gehaltenen Zimmer bürstete inmitten eines Haufens am Boden umherliegender Unterröcke, Kragen, Leibchen ein großes ausgemergeltes, ungekämmtes Wesen seine spärlichen und kurzen blonden Haare. Die untere Leibeshälfte war mit einem alten, abgenutzten, seidenen Unterrocke bekleidet, der an dem magern Knochengestell klebte.

Der Gatte stieß einen sehr natürlich klingenden Schrei aus, kam herein, wobei er die Thüren hinter sich schloß und sagte mit schmerzlicher Miene: „O, wirklich, ich bin dumm! Das ist ein Schnitzer, den mir meine Frau nie verzeihen wird.

Ich hatte beinahe Lust, ihm dafür zu danken.

Drei Tage später verreiste ich, nachdem ich den beiden Männern lebhaft die Hände gedrückt und diejenigen der Frau geküßt hatte. Ihr Lebewohl klang kühl genug.“

— — — — — — — — — — — — —

Karl Massouligny schwieg.

Da fragte jemand:

„Aber, guter Freund, was war es denn?

„Ich weiß es nicht. — Er schien — schien eben doch wieder trostlos zu sein, mich so schnell abreisen zu sehen —."

Der Vater.

Jean de Valnoix ist einer meiner Freunde, den ich von Zeit zu Zeit zu besuchen pflegte. Er bewohnt einen kleinen Landsitz im Gehölz am Ufer eines Flusses. Nachdem er fünfzehn Jahre lang in Paris ein tolles Leben geführt hatte, zog er sich hieher zurück. Er hatte nämlich auf einmal die Vergnügungen, Schmausereien, Männer und Frauen und die Karten, alles satt bekommen und nun lebte er auf diesem Stammgute, wo er geboren worden war. Unser zwei, drei verbringen von Zeit zu Zeit vierzehn Tage oder drei Wochen bei ihm. Er ist sicherlich entzückt, uns wiederzusehen, wenn wir kommen, und er freut sich auch sehr, wieder allein zu sein, wenn wir abreisen.

Letzte Woche begab ich mich zu ihm, und er empfing mich mit offenen Armen. Die Zeit brachten wir teils gemeinsam, teils einzeln zu. Während des Tages liest er meist, indessen ich arbeite; am Abend plaudern wir bis um Mitternacht.

Letzten Dienstag nun saßen wir zwei nach einem

drückend heißen Tage, es war gegen neun Uhr abends, und sahen dem Wasser zu, wie es zu unsern Füßen floß. Wir tauschten sehr unbestimmte Gedanken aus über die Sterne, deren Bild sich im Strome badete und die vor uns zu schwimmen schienen. Wir tauschten, wie gesagt, sehr allgemeine, sehr verworrene und abgerissene Gedanken aus; denn unsere Geisteskräfte sind sehr beschränkt, sehr schwach und unfähig. Ich z. B. bedauerte schmerzlich die im großen Bären sterbende Sonne, die man nur noch in klaren Nächten sieht, so sehr erblaßt sie. Ist der Himmel etwas nebligt, so verschwindet sie, diese Sterbende. Wir gedachten der Wesen, die jene Welten bewohnen, ihrer unserer Einbildungskraft fremden Gestalten und Fähigkeiten, ihrer uns unbekannten Organe, der Tiere, der Pflanzen, aller Gattungen, der Reiche, der Beschaffenheiten und Substanzen alle, die der Mensch auch nicht im Entferntesten begreifen kann.

Da tönte plötzlich in der Ferne eine rufende Stimme:

„Gnädiger Herr! gnädiger Herr!“

Jean antwortete:

„Hier, Baptist.“

Und als uns der Diener gefunden hatte, kündigte er an:

„Die Zigeunerin des gnädigen Herrn ist wieder da.“

Mein Freund fing an zu lachen und zwar so lebhaft, wie man's bei ihm so selten sah. Dann fragte er:

„Haben wir denn den 19. Juli?“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Sehr gut. Sagen Sie ihr, sie könne mich erwarten. Geben Sie ihr ein Abendessen. Ich werde in zehn Minuten dort sein.“

Als der Diener verschwunden war, nahm mein Freund meinen Arm und sprach:

„Wir wollen langsam gehen, indessen werde ich dir die Geschichte erzählen:

Es sind jetzt sieben Jahre her, es war im Jahre meiner Hierherkunft, als ich eines abends ausging, um einen Spaziergang im Walde zu machen. Es war schön wie heute und ich ging unter den gewaltigen Bäumen mit kleinen Schritten dahin, betrachtete die Sterne durch das Blätterwerk und sog und trank in vollen Zügen die frische Stille der Nacht und des Waldes ein.

Ich hatte ja Paris für immer verlassen; denn ich war ihrer müde, übermüde und übersatt, all der dummen Streiche, der Gemeinheiten und Unfläthereien, die ich während fünfzehn Jahren mitangesehen und mitgemacht hatte.

Ich vertiefte mich immer mehr in diesen großen Wald, indem ich den Hohlweg einschlug, der nach dem Dorfe Crouzille fünfzehn Kilometer von hier führt.

Plötzlich hielt mein Hund Bock, ein großer Bernhardiner, der immer um mich war, an und begann zu knurren. Ich dachte, es könnte ein Fuchs, ein Wolf oder ein Eber um den Weg sein und ging auf den Zehenspitzen sachte vor, um kein Geräusch zu machen;

aber plötzlich hörte ich ein Geschrei, menschliches Geschrei, kläglich, erstickt, herzzerreißend.

Hier wird jemand in einem Gebüsche ermordet, dachte ich, und fing an zu laufen, indem ich mit der Rechten meinen schweren eichenen Spazierstock, eine wahre Keule, fester faßte.

Ich ging dem Orte nach, woher das Winseln kam, das ganz deutlich, aber sonderbar gedämpft an mein Ohr schlug. Es war gerade, als ob es aus einem Hause oder einer Köhlerhütte käme. Bock, immer drei Schritte voraus, rannte, hielt an, lief von neuem und war sehr aufgeregt und knurrte beständig. Da verlegte uns plötzlich ein anderer Hund den Weg, ein großer, schwarzer Hund mit funkelnden Augen. Ich sah ganz deutlich, wie seine weißen Hackenzähne im Maule glänzten.

Mit hoch erhobenem Stocke lief ich auf ihn zu; aber schon war Bock auf ihn losgestürzt, und ich sah, wie die beiden Tiere sich auf der Erde wälzten, die Schnauze an des Gegners Kehle. Ich eilte an den Kämpfenden vorbei, wäre aber beinahe über ein Pferd gestolpert, das im Wege lag. Ganz erstaunt, hielt ich an, um das Tier zu mustern; da sah ich vor mir einen Wagen oder vielmehr ein Haus auf Rädern, eines jener Fahrzeuge von Seiltänzern oder fahrenden Krämern, welche die ländlichen Märkte absuchen.

Daher kam unaufhörlich das schreckliche Geschrei. Da sich jedoch die Thüre nach der entgegengesetzten Seite öffnete, umkreiste ich den Lastwagen und stieg

hastig die drei hölzernen Stufen hinauf, bereit, mich auf den Übelthäter zu stürzen.

Was ich da sah, kam mir so fremdartig vor, daß ich anfangs nichts davon begriff. Ein Mann lag auf den Knieen und schien zu beten, während sich in dem Bette, das diese Schachtel enthielt, etwas Unerkennbares regte, ein halb nacktes, heulendes, unruhig sich windendes und sich drehendes Wesen, dessen Gesicht ich nicht sah.

Es war ein Weib in Kindesnöten.

Sobald ich die Ursache des Jammers begriffen hatte, machte ich den Mann, wie mir schien ein Marseillaner, auf meine Anwesenheit aufmerksam. Er war in tausend Ängsten, bat mich, ihn zu retten, sie zu retten und versprach mir mit unzähligen Worten die unwahrscheinlichsten Beweise seiner Dankbarkeit. Ich hatte noch nie einen Geburtsakt gesehen, war noch nie einem weiblichen Wesen, weder Weib, noch Katze, noch Hund in solchen Umständen beigesprungen und sprach es unverholen aus, während ich das, was im Bette so heftig schrie, betroffen anstarrte.

Als ich wieder kaltes Blut gewonnen hatte, fragte ich den niedergedrückten Mann, weshalb er nicht zum nächsten Dorfe gefahren sei. Sein Pferd war in einem Fahrgeleise gestürzt und habe offenbar das Bein gebrochen, weshalb es nicht mehr aufstehen könne.

Wohlan, guter Freund, da wir jetzt unser zwei sind, sagte ich zu ihm, so schleppen wir Ihre Frau bis zu meiner Wohnung.

Aber das Heulen der Hunde veranlaßte uns, hinauszutreten. Mit Stockschlägen mußten wir sie trennen, auf Gefahr hin, sie zu töten. Da kam mir der Gedanke, sie mit uns anzuspannen, den einen zur Rechten, den andern zur Linken neben unsern Beinen, damit sie uns hülfen. In zehn Minuten war alles bereit, und der Wagen setzte sich langsam in Bewegung, bei seinen Schwankungen in den tiefen Geleisen das arme Weib mit den schmerzenden Lenden hin- und herschüttelnd.

Was das für eine Reise war, mein Lieber! Keuchend, pustend, schweißtriefend rückten wir vor; bisweilen glitten wir aus und fielen, während unsere armen Hunde zu unsern Füßen wie die Essen schnaubten.

Drei Stunden brauchten wir, um das Schloß zu erreichen. Als wir vor dem Portal ankamen, hatte das Geschrei im Wagen nachgelassen. Mutter und Kind befanden sich wohl.

Man brachte sie in ein gutes Bett. Ich ließ anspannen, um einen Arzt zu holen, während der beruhigte, getröstete, frohlockende Marseillaner sich zum Ersticken voll aß und sich einen gehörigen Haarbeutel antrank, wohl, um die glückliche Geburt feierlich zu begehen.

Das Kind war eine Tochter.

Ich behielt die Leute acht Tage in meinem Hause. Die Mutter, Mamsell Elmire, war eine besonders hellsehende Somnambule, die mir endloses Leben und Glückseligkeit verhieß.

Im folgenden Jahre genau auf den Tag, kam beim

Einbruch der Nacht der nämliche Diener, der mich soeben gerufen, in mein Rauchzimmer, wohin ich mich nach dem Essen zurückgezogen hatte, und sagte zu mir: „Die Zigeunerin vom letzten Jahre ist gekommen, um dem gnädigen Herrn zu danken.“

Ich befahl, sie einzulassen, und war betroffen, an ihrer Seite einen großen, festen, blonden Kerl zu sehen, einen Mann aus dem Norden, der, nachdem er mich gegrüßt hatte, als Haupt der Gemeinschaft das Wort ergriff. Er habe meine Gutherzigkeit gegen Mamsell Elmire erfahren und habe diesen Jahrestag nicht vorbeigehen lassen wollen, ohne mir ihre Dankbezeugung als Beweis ihrer Erkenntlichkeit zu überbringen.

Ich anerbot ihnen ein Nachtessen in der Küche und ein Obdach für die Nacht. Am andern Morgen verreisten sie.

So erscheint das arme Weib jedes Jahr zur gleichen Zeit mit dem Kinde, einem herzigen Mädchen, und jedesmal mit einem neuen — Herrn. Ein einziger darunter, ein Auvergnate, der mir „hertschlich“ dankte, erschien zwei Jahre nacheinander. Das Töchterchen nannte sie alle Papa, wie man bei uns „Mein Herr!“ sagt.

Wir langten im Schlosse an und sahen vor der Freitreppe undeutlich drei Schatten dastehen, die uns erwarteten.

Der größte unter ihnen that vier Schritte und sagte mit auffälliger Begrüßung:

„Herr Graf, wir sind heute gekommen, um Ihnen, wie Sie wissen, unsere Erkenntlichkeit zu bezeugen . . “

Es war ein Belgier!

Dann sprach die Kleine mit der fremdartigen und gemachten Stimme von Kindern, die ein eingelerntes Kompliment hersagen.

Ich spielte den Unwissenden, nahm Mamsell Elmire etwas beiseits und fragte sie nach etlichen einleitenden Worten:

„Das ist der Vater Ihres Kindes?"

„O nein, gnädiger Herr."

„Ist der Vater denn tot?"

„O nein, gnädiger Herr. Wir sehen uns bisweilen. Er ist Gendarm."

„Ei was! So war es nicht der Marseillaner, der erste, der bei der Geburt?"

„O! nein gnädiger Herr. Jener war ein Lump, der mir meine Ersparnisse gestohlen hat."

„Und der Gendarm, der rechte Vater, kennt er sein Kind?"

„O ja, gnädiger Herr, er liebt es recht sehr; doch kann er sich nicht darum bekümmern, weil er noch andere hat, von seiner Frau."

Moiron.

Als man einst über den Mörder Pranzini sprach, erzählte uns Herr Maloureau, der unter dem Kaiserreich Oberstaatsanwalt gewesen war, Folgendes:

„O, ich habe ehemals eine sehr sonderbare Geschichte, sonderbar wegen verschiedener Eigentümlichkeiten, erlebt, wie Sie gleich sehen werden.

Ich war zu jener Zeit kaiserlicher Oberstaatsanwalt in der Provinz und, dank meinem Vater, der Ober-Gerichtspräsident in Paris war, bei Hofe wohl gelitten. Infolgedessen wurde mir die Führung des Prozesses übertragen, der unter dem Namen des Lehrers Moiron berühmt geworden war.

Herr Moiron genoß im ganzen Norden Frankreichs, wo er Lehrer war, eines ausgezeichneten Rufes. Er war ein verständiger, bedächtiger, sehr religiöser, aber etwas wortkarger Mensch. Seinen Beruf übte er aus in der Gemeinde Boislinot, wo er sich auch verheiratete. Er hatte drei Kinder gehabt, die nacheinander an Brustkrankheiten dahinstarben. Von diesem Augenblicke an

schien er alle in seinem Herzen schlummernde Liebe auf die seiner Sorge anvertraute Kinderschar überzutragen. Aus seinen eigenen Mitteln kaufte er für seine besten, folgsamsten und artigsten Schüler Spielsachen. Er veranstaltete für sie Essen und stopfte sie mit Naschwerk, Zuckersachen und Kuchen voll. Jedermann liebte und lobte den wackern Mann mit dem warmen Herzen. Da starben Schlag auf Schlag fünf seiner Schulkinder auf eine sonderbare Art. Man glaubte an eine Epidemie, die von durch die Trockenheit verdorbenem Trinkwasser herrühren sollte, suchte Ursachen, ohne sie zu finden und suchte um so eifriger, da die Symptome zu den fremdartigsten gehörten. Die Kinder schienen von einer großen Abgespanntheit ergriffen, aßen nicht mehr, klagten über Bauchschmerzen, siechten einige Zeit dahin und starben dann unter schrecklichen Leiden.

Die Leiche des zuletzt Verstorbenen wurde geöffnet, ohne daß etwas Verdächtiges gefunden werden konnte. Die nach Paris gesandten Eingeweide wurden dort untersucht, enthielten aber keine giftige Substanz.

Während eines Jahres geschah nichts von Bedeutung, da hauchten in Zeit von vier Tagen die zwei besten Schüler, die Bevorzugten aus der Klasse von Vater Moiron, zwei kleine Knaben, ihr Leben aus. Die Untersuchung der Leichen wurde wieder angeordnet, und man fand bei beiden Bruchstücke von pulverisiertem Glas in die Organe eingewachsen. Man nahm daher an, die beiden Jungen hätten unvorsichtigerweise irgend eine schlecht gereinigte Speise gegessen.

Ein über einem Milchtopfe zerbrochenes Glas genügte, um einen solchen schrecklichen Unglücksfall zu veranlassen, und die ganze Angelegenheit hätte auch weiter auf sich beruht, wenn nicht zu dieser Zeit die Magd Moirons krank geworden wäre. Der herbeigerufene Arzt konstatierte die nämlichen Krankheitserscheinungen, wie bei den zum Opfer gewordenen Kindern, fragte sie aus und erhielt das Geständnis, daß sie von dem durch den Lehrer für seine Schüler gekauften Zuckerwerk gestohlen und gegessen hatte.

Auf einen Gerichtsbefehl hin wurde im Schulhaus eine Hausdurchsuchung vorgenommen, und man entdeckte einen ganz mit Spielzeug und Naschwerk angefüllten Schrank. Alles das war für die Kinder bestimmt. Aber fast alle diese Nahrungsmittel enthielten Bruchstücke von Glas und Teilchen von zerbrochenen Nadeln.

Moiron wurde sofort verhaftet, schien aber über den auf ihm lastenden Verdacht so aufgebracht und entsetzt, daß man ihn beinahe in Freiheit gesetzt hätte. Indessen zeigten sich die Indizien seiner Schuld und erschütterten in meinem Geiste meine anfängliche Überzeugung, die auf seinen vorzüglichen Ruf, sein ganzes Leben und die Unwahrscheinlichkeit und den gänzlichen Mangel an Beweggründen zu einem solchen Verbrechen gefußt hatte.

Weshalb sollte dieser gute, einfache, religiöse Mann Kinder getötet haben, Kinder, die ihm die liebsten waren, die er verwöhnte, die er mit Näschereien voll-

stopfte, für die er um Spielsachen und Zuckerzeug die Hälfte seines Gehaltes ausgab.

Um eine solche That anzunehmen, mußte man Verrücktheit voraussetzen. Aber Moiron schien so vernünftig, so ruhig, so voll gesunden Menschenverstandes, daß es unmöglich war, bei ihm Verrücktheit anzunehmen.

Indessen häuften sich die Beweise. Bonbons, Kuchen, Lederzucker und andere bei den Fabrikanten, wo der Lehrer seine Einkäufe zu machen pflegte, in Beschlag genommene Waren wurden als frei von jeder verdächtigen Beimischung erkannt.

Er behauptete dann, daß ein ihm unbekannter Feind seinen Kasten mit einem falschen Schlüssel geöffnet haben müsse, um dem Naschwerk Glas und Nadeln beizumischen. Und er erfand eine ganze Geschichte von einer Erbschaft, die vom gewissen ersehnten Tode irgend eines seiner Schulkinder abhängen sollte. Irgend ein Bauer mußte diesen Zweck erreicht und zugleich den Verdacht auf den Lehrer abgewälzt haben. Dieser rohe Kerl, sagte er, hatte sich nicht um die andern armen Jungen gekümmert, die auch umkommen konnten.

Das war möglich. Der Mann schien seiner Sache so sicher und zugleich so untröstlich zu sein, daß wir ihn ungeachtet der gegen ihn sprechenden Belastungsmomente ohne Zweifel freigesprochen hätten, wenn nicht Schlag auf Schlag zwei niederschmetternde Entdeckungen gemacht worden wären.

Die erste, eine Schnupftabaksdose, seine Dose, die,

mit zerriebenem Glas angefüllt, in einer verborgenen Schublade seines Sekretärs, wo er sein Geld zu verwahren pflegte, aufgefunden wurde.

Er erklärte auch diesen Fund auf eine beinahe annehmbare Art und Weise als eine letzte List des thatsächlichen, leider unbekannten Schuldigen, als sich ein Krämer von Saint-Marlouf bei dem Untersuchungsrichter meldete und erzählte, daß ein Herr bei ihm schon zu wiederholten Malen Nadeln gekauft habe und zwar von den dünnsten Nadeln, die er auftreiben konnte; er habe sie zerbrochen, um zu sehen, ob sie ihm gefielen.

Der Krämer, dem ein Dutzend Personen vorgestellt wurden, erkannte Moiron auf den ersten Blick. Und die Untersuchung bestätigte, daß sich der Lehrer wirklich an den vom Krämer bezeichneten Tagen nach Saint-Marlouf begeben hatte.

Ich übergehe die schrecklichen Zeugenaussagen von Kindern über die Auswahl der Näschereien und den Zwang, sie vor ihm mit Stumpf und Stil vertilgen zu müssen.

Die aufgebrachte öffentliche Meinung verlangte die Todesstrafe und wuchs in schrecklichem Maße, so daß jedes Widerstreben und jedes Zaudern davor weichen mußte.

Moiron wurde zum Tode verurteilt, und dann seine Appellation abgewiesen. Nur noch der Gnadenweg blieb ihm offen. Ich hatte durch meinen Vater erfahren, daß der Kaiser nicht begnadigen würde.

Aber als ich eines Morgens in meinem Kabinet

arbeitete, kündigte man mir den Besuch des Beichtvaters am Gefängnisse an.

Es war ein alter Geistlicher, der eine große Menschenkenntnis und viele Erfahrungen im Umgang mit Verbrechern hatte. Er schien verstört, gedrückt und unruhig. Nachdem er einige Minuten von allem Möglichen geplaudert hatte, erhob er sich und sagte plötzlich, unvermutet:

„Wenn Moiron geköpft wird, Herr kaiserlicher Staatsanwalt, so werden Sie einen Unschuldigen haben hinrichten lassen."

Dann ging er davon, ohne zu grüßen, und ließ mich unter dem tiefen Eindruck dieser Worte. Er hatte sie auf eine ergreifende und feierliche Art ausgesprochen und seine durch das Geheimnis der Beichte geschlossenen, ja versiegelten Lippen geöffnet, um ein Menschenleben zu retten.

Eine Stunde später verreiste ich nach Paris, und mein Vater, den ich benachrichtigt hatte, ließ unverzüglich beim Kaiser um eine Audienz bitten.

Folgenden Tages wurde ich empfangen. Seine Majestät arbeitete in einem kleinen Salon, als wir eingelassen wurden. Ich setzte die ganze Sache auseinander und war eben im Begriffe, den Besuch des Priesters zu erzählen, als hinter dem Lehnsessel des Herrschers eine Thüre geöffnet wurde. Die Kaiserin, die ihn allein wähnte, erschien. Seine Majestät fragte sie um ihre Ansicht. Sobald sie über die Thatsachen aufgeklärt war, rief sie aus:

„Diesen Mann muß man begnadigen. Man muß es, denn er ist unschuldig."

Weshalb ließ diese plötzliche Überzeugung einer so frommen Frau in meinem Geiste einen schrecklichen Zweifel aufkeimen?

Bis zu diesem Augenblicke hatte ich sehnlichst eine Milderung der Strafe gewünscht. Aber plötzlich fühlte ich, daß ich im Begriffe stand, das Spielzeug, das Opfer eines schlauen Verbrechers zu werden; der den Priester und die Beichte als letztes Mittel zu seiner Verteidigung angewendet hatte.

Ich setzte den Majestäten meine Zweifel auseinander. Der Kaiser war unentschieden, veranlaßt einerseits durch seine persönliche Gutmütigkeit und anderseits zurückgehalten durch die Scheu, sich von einem Elenden hinters Licht führen zu lassen. Allein die Kaiserin, überzeugt, daß der Priester einer göttlichen Eingebung gehorcht hatte, wiederholte: „Was liegt daran! Besser ists, einen Schuldigen zu schonen, als einen Unschuldigen zu töten!" Ihre Ansicht siegte ob. Die Todesstrafe wurde in Galeerenstrafe gemildert.

Einige Jahre später vernahm ich, daß Moiron, dessen musterhafte Aufführung im Bagno zu Toulon dem Kaiser gemeldet worden war, vom Direktor jener Strafanstalt als Bedienter verwendet werde.

Hernach vernahm ich von diesem Menschen lange Zeit nichts mehr.

Vor ungefähr zwei Jahren, als ich einen Sommer bei meinem Vetter de Larielle zu Lille zubrachte, wurde mir, als ich mich zum Abendessen zu Tische setzen

wollte, mitgeteilt, daß ein junger Pfarrer mich zu sprechen wünsche.

Ich befahl, ihn eintreten zu lassen, und er bat mich inständig, einen Sterbenden zu besuchen, der mich durchaus zu sprechen wünsche. Das war mir während meiner langen Laufbahn als Beamter oft begegnet, und, wiewohl von der Republik meiner Stelle enthoben, wurde ich noch von Zeit zu Zeit unter ähnlichen Umständen gerufen.

Ich folgte also dem Geistlichen, der mich in ein elendes Zimmerchen unter dem Dache eines hohen, von Arbeitern bewohnten Hauses hinaufführte.

Da fand ich auf einer Matraze einen mir Unbekannten, der, mit dem Rücken gegen die Mauer gelehnt, mühsam atmend mit dem Tode kämpfte.

Er sah mit seinen tiefliegenden und glänzenden Augen einem grinsenden Skelett nicht unähnlich.

Als er meiner ansichtig wurde, flüsterte er:

„Sie erkennen mich nicht mehr?“

„Nein.“

„Ich bin Moiron.“

Mich überlief es kalt. Ich fragte:

„Der Lehrer?“

„Ja.“

„Wie sind Sie hieher gekommen?“

„Das dauerte zum Erzählen zu lange. Ich habe dazu keine Zeit. — Ich war am Sterben — da brachte man mir diesen Priester — und da ich wußte, daß Sie hier sind, ließ ich Sie holen. — Und Ihnen will

ich beichten, da Sie mir das Leben gerettet haben — damals."

Mit seinen krampfhaft geballten Händen zerknitterte er durch die Leinwand das Stroh der Matraze. Dann fuhr er mit rauher, kräftiger und tiefer Stimme fort:

„Das ists, Ihnen bin ich die Wahrheit schuldig — Ihnen — denn jemandem muß ichs sagen, bevor ich die Erde verlasse.

Ich habe die Kinder getötet — alle — ich war's — aus Rache!

Hören Sie. Ich war ein ehrenwerter Mann, sehr ehrenwert — sehr ehrenwert — sehr rein. — Ich liebte Gott, jenen guten Gott — den Gott, den man uns lieben heißt, und nicht den falschen Gott, den Henker, den Dieb, den Mörder, der die Erde beherrscht. Nie hatte ich etwas Böses begangen, nie eine gemeine Handlung verübt. Ich war rein, wie man's gewöhnlich nicht ist, mein Herr.

Verheiratet, bekam ich Kinder, die ich so lieb gewann, wie nie ein Vater oder eine Mutter die ihrigen liebte. Nur für sie lebte ich und war ganz vernarrt in sie. — Da starben sie alle drei. — Weshalb? Weshalb? Was hatte ich verbrochen? Ich war empört, wütend, und nun gingen mir plötzlich die Augen auf wie einem, der aufwacht, und ich erkannte, daß Gott böse sei. Weshalb hatte er meine Kinder getötet? Ich öffnete meine Augen und sah, daß er gerne tötet. Er liebt nur dieses, mein Herr. Er läßt nur werden, um es wieder zerstören zu können! Mein Herr! Gott ist ein Mörder. Alle Tage bedarf er der Toten. Er

macht deren auf alle Arten, um sich daran zu weiden. Er hat die Krankheiten, die Unglücksfälle erfunden, um sich während des Laufes der Zeit, monate- und jahrelang recht fein zerstreuen zu können. Und wenn er sich dann langweilt, so hat er die Epidemien, die Pest, die Cholera, die Halsbräune, die Blattern. Ich kenne sie nicht alle, die dieses Ungeheuer erfunden hat. Das genügt ihm nicht einmal; denn alle diese Übel sind sich zu ähnlich. Von Zeit zu Zeit legt er sich Kriege bei, um zweimalhunderttausend Soldaten niederschmettern zu sehen, wie sie in Blut und Koth erstickt daliegen, mit ausgerissenen Armen und Beinen, mit durch die Kugeln zerschmetterten Köpfen, den auf die Straße geworfenen Eiern vergleichbar.

Doch das ist nicht alles. Er hat die Menschen geschaffen, die sich gegenseitig auffressen. Und ferner, da die Menschen besser werden als er, hat er die Tiere geschaffen, damit er die Menschen sie jagen, sie erwürgen und sie verspeisen sehe. Auch das ist nicht alles. Er hat die ganz kleinen Tiere geschaffen, die einen Tag leben, die Mücken, die in einer Stunde bei Millionen zu Grunde gehen, die Ameisen, die man achtlos zertritt, und andere, so viele, so viele, als wir uns kaum vorstellen können. Und all dies Wesen tötet, jagt, verzehrt sich gegenseitig und geht beständig zu Grunde. Und der gute Gott sieht es und freut sich darüber; denn er sieht alle, die größten wie die kleinsten, die in den Wassertropfen wie die in den Sternen. Und er sieht zu und freut sich darüber. — Gesindel, verdirb!

Und da, mein Herr, habe ich auch getötet, und

zwar Kinder. Ich habe ihm einen Streich gespielt. Diese hat nicht er erwischt, nicht er, sondern ich.

Und ich hätte noch mehrere andere getötet; aber Sie haben mich gefaßt. Das ists!

Ich sollte sterben auf der Guillotine. Ich! O, wie hätte er gelacht, der Niederträchtige. Und da habe ich einen Priester verlangt und habe gelogen. Ich habe gebeichtet, log — und blieb am Leben.

Aber jetzt ists aus. Ich will ihm nicht mehr entrinnen. Doch habe ich keine Furcht vor ihm; denn ich verachte ihn zu sehr, mein Herr."

Es war schrecklich, den Elenden anzusehen, wie er keuchte, stoßweise redete und den Mund weit öffnete, um kaum verständliche Worte herauszuspeien. Dazwischen röchelte er, zerrte an der Leinwand der Matratze und zappelte unter der beinahe schwarzen Decke mit dem magern Beine, wie um sich durch die Flucht zu retten.

O, das schreckliche Wesen, die schreckliche Erinnerung!

Ich fragte ihn:

„Sie haben nichts mehr zu sagen?"

„Nein, Herr."

„Also leben Sie wohl."

„Leben Sie wohl, Herr, den einen oder den andern Tag . . ."

Ich wandte mich an den Priester, dessen große Gestalt sich bleich von der Mauer abhob.

„Sie bleiben, Herr Pfarrer?"

„Ich bleibe."

Aber der Sterbende höhnte: „Ja, ja, er schickt seine Raben auf die Leichen nieder.“

Ich hatte genug, öffnete die Thüre und machte mich aus dem Staube.

Unſere Briefe.

Acht Stunden lang Eiſenbahnfahrt bewirken bei den Einen den Schlaf, bei den Andern die Schlafloſigkeit. Was mich betrifft, ſo raubt mir jede Reiſe den Schlaf für die folgende Nacht.

Gegen fünf Uhr war ich bei der mir befreundeten Familie Muret d' Artus eingetroffen, um in ihrer Beſitzung d' Abelle drei Wochen zuzubringen. Es iſt ein hübſches, zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch einen ihrer Großväter gebautes Haus, das in der Familie geblieben war. Es beſitzt ſomit den traulichen Charakter der immer durch die gleichen Leute bewohnten, ausgeſtatteten, beſeelten und belebten Wohnräume. Darin wird nichts verändert; kein Teilchen von dem ſeeliſchen Weſen der Wohnung verflüchtigt ſich. Nie wurde ſie ausgeräumt, und die Wandteppiche, die nie von der Stelle genommen wurden, haben ſich auf denſelben Mauern abgenutzt und entfärbt, ſind an derſelben Stelle erbleicht. Von den alten Möbeln wird nichts entfernt, höchſtens von Zeit zu Zeit verrückt,

um einem neuen Hausratsstück Platz zu machen, das hier eintritt wie ein Neugebornes zu seinen Brüdern und Schwestern.

Das Haus steht auf einem Hügel in der Mitte eines Parkes, der sich bis zu dem Flusse hinabsenkt, der von einer Brücke in Form eines Eselsrückens überschritten wird. Jenseits des Gewässers erstrecken sich Wiesen, wo sich langsamen Schrittes fette Kühe ergehen, die, gesättigt vom nassen Grase, in ihrem feuchten Augen den Thau, den Nebel und die Frische der Weide wiederzuspiegeln scheinen. Ich liebe diesen Wohnsitz, wie man das liebt, was man sehnsüchtig zu besitzen wünscht. Ich komme alle Jahre im Herbst dahin voll unendlicher Befriedigung und verlasse ihn mit Bedauern.

Nachdem ich mit der befreundeten, ruhig dahinlebenden Familie, wo ich wie ein Verwandter empfangen wurde, gespeist hatte, fragte ich meinen Freund Paul Muret:

„Welches Zimmer hast du mir dies Jahr bestimmt?"

„Das Zimmer von Tante Rosa."

Eine Stunde hernach richtete Frau Muret Artus, begleitet von ihren drei Kindern, zwei größern Mädchen und einem Wildfang von Knaben, das Zimmer von Tante Rosa, wo ich noch nie geschlafen hatte, für mich her.

Als ich allein war, musterte ich die Wände, Möbel, die ganze Physiognomie des Gemachs, um meinen Geist daran zu gewöhnen. Ich kannte es, allein nur oberflächlich, da ich mehrere Male schon dort ein-

getreten war und mit gleichgültigem Blick das Pastellbild von Tante Rosa betrachtet hatte, welches dem Zimmer seinen Namen gegeben hatte.

Diese alte Tante Rosa in ihren Haarwickeln, hinter ihrem Glase beinahe verwaschen, war mir ein völliges Rätsel. Sie hatte das Aussehen einer guten Frau von anno Dazumal, einer Frau voll Grundsätze und Vorschriften eben so wohl besorgt für die moralischen Grundlagen, wie für das Haushaltungsgeld, eine jener alten Tanten, die die Fröhlichkeit austilgen und den grämlichen runzligen Schutzengel der Familien in der Provinz ausmachen.

Übrigens hatte ich von ihr noch nie reden gehört, wußte also weder von ihrem Leben noch von ihrem Tode etwas. Entsproßte sie diesem oder dem vorhergehenden Jahr hundert? Hatte sie diese Erde nach einem öden oder nach einem bewegten Dasein verlassen? Hatte sie dem Himmel die reine Seele einer alten Jungfer oder die ruhige Seele einer Gattin, die zärtliche Seele einer Mutter oder eine vom Weben der Liebe bewegte Seele zurückgegeben? Was kümmerte es mich? Lächerlich, gemein, ja häßlich kam mir einzig der Name „Tante Rosa" vor.

Ich ergriff einen der Leuchter, um ihr strenges Gesicht anzusehen, das hoch oben in einer alten vergoldeten Holzrahme aufgehängt war, da es mir aber unbedeutend, anmutslos ja selbst abstoßend vorgekommen war, musterte ich die Zimmereinrichtung. Sie stammte ohne Ausnahme aus dem Ende der Regierungszeit

Ludwig XVI., aus der Revolution und der Zeit des Direktoriums.

Nichts, nicht einmal ein Sessel oder ein Vorhang waren seit jener Zeit in dieses Zimmer gedrungen, das einen schwachen Geruch beibehalten hatte, einen scharfen Geruch beibehalten hatte, der am Holz, an den Stoffen, den Tapeten und den Polstern haften mochte, in gewissen Wohnräumen eine Erinnerung an die Wesen, die darin gelebt, geliebt und gelitten haben.

Endlich ging ich zu Bette, aber ich schlief nicht. Nach Verfluß von ein oder zwei Stunden aufzehrender Ruhe, entschloß ich mich, aufzustehen und Briefe zu schreiben.

Ich öffnete einen kleinen Sekretär in Mahagoniholz mit kupfernen Rundstäben. Er stand zwischen zwei Fenstern. Ich hoffte, darin Papier und Tinte zu finden. Aber ich entdeckte darin nichts als einen stark abgenutzten Federhalter, der aus einer Stachel des Stachelschweines verfertigt und am Ende ein wenig zerkaut war. Ich war im Begriffe, das Möbel zu schließen, als ein glänzender Punkt mein Auge anzog: es war eine Art, gelben Nagelkopfes, der in der Gehrung einer Füllung erschien.

Als ich mit dem Finger daran kratzte, schien es mir, als ob er sich bewegte. Ich faßte ihn mit zwei Nägeln und zog daran, so stark ich konnte. Er kam ganz sachte. Es war eine lange Nadel von Gold, die in einem Loche im Holz verborgen war.

Wozu das? Ich dachte sofort, daß sie bestimmt sei, eine Feder auszulösen, die ein Geheimnis ver-

berge, und ich suchte. Es ging lange genug. Nach mindestens zweistündigen Nachforschungen entdeckte ich ein anderes Loch, fast dem erstern gerade gegenüber, aber im Grunde einer Rinne. Ich senkte meine Nadel hinein: ein kleines Brettchen sprang mir in's Gesicht, und ich sah zwei Packete Briefe, vergilbte Briefe, die mit einem blauen Bande umschlungen waren.

Ich habe sie gelesen und lasse hier deren zwei folgen:

„Sie wollen also, innig geliebte Freundin, daß ich Ihnen Ihre Briefe wiederzustelle. Hier sind sie; aber es macht mir viel Pein. Was befürchten Sie denn? daß ich sie verliere? Sie sind ja hinter Schloß und Riegel. Daß man sie mir stiehlt? O, ich bewache sie, denn sie sind mein theuerster Schatz."

„Ja, es macht mir die ärgste Pein. Ich habe mich gefragt, ob Sie nicht in Ihrem innersten Gemüt eine Spur von Reue empfinden? Nicht Reue darüber, daß Sie mich geliebt haben; denn ich weiß, daß Sie mich immer noch lieben; aber Reue darüber, schwarz auf weiß diese lebhafte Liebe ausgesprochen zu haben in Stunden, da Ihr Herz sich nicht mir, sondern der Feder, die Sie in Ihrer Hand hielten, anvertrauten. Wenn wir lieben, so fühlen wir das Bedürfnis einen Vertrauten zu besitzen, fühlen wir ein Herzensbedürfnis zum Sprechen und Schreiben, und wir sprechen, wir schreiben. Die Worte, süß und lind, gewoben aus Musik und Luft in Zärtlichkeit und Liebesglut verfliegen und verflüchtigen sich, sobald sie gesprochen sind, und haften höchstens im Gedächtnisse. Aber

wir können sie weder sehen, noch berühren, noch küssen, wie die Worte, welche ihre Hand schrieb. Ihre Briefe? Ja, ja, ich gebe sie Ihnen zurück! Aber welcher Schmerz!"

„Nachträglich haben Sie sich der unauslöschlichen Worte ganz leise geschämt, Ihr empfindsames, furchtsames, von der leisesten Spur verletztes Wesen hat es bereut, einem Manne geschrieben zu haben, daß Sie ihn lieben. Sie haben in Ihrem Gedächtnis Sätze zurückbehalten, die Ihr Wesen erregt haben, und Sie sagten zu sich selber: „Diese Worte müssen zu Asche werden.

Seien Sie unbesorgt, seien Sie beruhigt. Hier sind Ihre Briefe. Ich liebe Sie."

„Mein Lieber!"

„Nein, Sie haben nicht verstanden, Sie haben nicht erraten. Ich bedauere nicht, ich werde es nie bedauern, Ihnen meine zärtliche Liebe gestanden zu haben. Ich werde Ihnen immer wieder schreiben, aber Sie werden mir alle meine Briefe sofort nach Empfang zurückgeben.

„Ich bin im Begriffe, Sie zu verletzen, mein Geliebter, wenn ich Ihnen den Grund dieser Forderung mitteile. Sie ist nicht poetisch, wie Sie annehmen, sondern praktisch. Ich fürchte nicht Sie, gewiß nicht, sondern den Zufall. Ich bin der schuldige Teil und will nicht, daß mein Fehler noch andere außer mir treffe."

„So merken Sie wohl auf. Wir können sterben, Sie oder ich. Da Sie jeden Tag ausreiten, können

Sie umkommen durch einen Sturz vom Pferde, Sie können umkommen durch einen Überfall, ein Duell, ein Herzübel, einen Unfall mit einem Wagen, auf tausend Arten; denn wenn es nur einen Tod giebt, so giebt es doch der Arten, ihm zu unterliegen, mehr als unser Leben Tage zählt."

„Dann werden voraussichtlich Ihre Schwester, Ihr Bruder und Ihre Schwägerin Ihre Briefe finden."

„Glauben Sie, daß sie mich lieben? Ich glaube es durchaus nicht. Und auch, wenn sie mich vergötterten, ist es möglich, daß zwei Frauen und ein Mann, die ein Geheimniß wissen, — und dazu ein solches Geheimniß, — es nicht erzählen?"

„Es hat den Anschein, daß ich eine sehr garstige Sache behandle, indem ich zuerst von Ihrem Tode spreche und dann die Verschwiegenheit der Ihrigen verdächtige."

„Aber wir alle, müssen sterben, einen Tag oder den andern, nicht wahr? Und es ist fast sicher, daß Eines von uns Beiden dem andern unter die Erde vorangehen wird. Man muß folglich alle Gefahren vorsehen, selbst diese!

„Was mich betrifft, so bewahre ich Ihre Briefe zur Seite der meinigen im Geheimfach meines kleinen Sekretärs. Ich werde sie Ihnen dort zeigen, wie sie in ihrem seidenen Versteck neben einander schlafen, ganz voll von unserer Liebe, wie zwei Liebende im Grab.

„Sie werden mir zwar sagen: „„Aber wenn Sie, meine Liebe, zuerst sterben, so wird Ihr Gatte diese Briefe finden."" "

„O, da fürchte ich nichts. Erstens kennt er das Geheimfach meines Möbels nicht, und zweitens wird er es nicht suchen. Und selbst, wenn er nach meinem Tode es findet, fürchte ich nichts.“

Haben Sie vielleicht schon an alle Liebesbriefe gedacht, die in den Schubladen verstorbener Frauen sich fanden? Ich meinerseits denke schon lange daran, und mein langes Nachdenken darüber hat mich veranlaßt, meine Briefe von Ihnen zurückzufordern.

„Bedenken Sie doch, daß eine Frau niemals, wohlverstanden, niemals die Briefe, worin man ihr sagt, daß man sie liebt, verbrennt, zerreißt oder zerstört. Denn sie enthalten all' unser Leben, all' unser Hoffen und Harren, all' unser Träumen. Die kleinen Zettel, die unsern Namen tragen und uns mit süßen Schmeicheleien liebkosen, sind Reliquien. Und unser Geschlecht verehrt die Kapellen, besonders die Kapellen, deren Heilige wir sind. Unsere Liebesbriefe sind unsere Schönheitsdiplome, Beweisstücke für unsere Anmut und Verführungskunst, sie sind unser geheimer Frauenstolz, es sind die Schätze unseres Herzens. Nein, nein, nie zerstört eine Frau diese lieblichen geheimen Archive ihres Lebens!“

„Aber wir sterben, wie jedermann und dann . . . dann findet man diese Briefe. Wer findet sie? Der Gatte? Was macht er nun? — Nichts. Er verbrennt sie.“

„O, ich habe darüber viel nachgedacht. Bedenken Sie, daß alle Tage Frauen sterben, die geliebt worden sind, daß alle Tage die Spuren und Beweise ihres

Fehlers ihren Gatten in die Hände fallen, und daß deshalb nie ein Skandal ausbricht, nie ein Duell stattfindet."

„Bedenken Sie, mein Lieber, was der Mann ist, das Herz des Mannes. Man rächt sich für eine Lebende; man schlägt sich mit dem Manne, der einen entehrt, man tödtet ihn, sofern sie noch lebt, weil — ja, weshalb? Ich weiß es selbst nicht recht. Wenn man aber nach ihrem Tode solche Beweise gegen sie findet, so verbrennt *man* sie, und *man* weiß nichts, und *man* streckt dem Geliebten der Verstorbenen wie ehedem die Hand, und *man* ist sehr befriedigt, daß diese Briefe nicht in fremde Hände gefallen und daß sie zerstört sind."

„O, wie viele solche kenne ich unter meinen Freunden, Männer, die diese Beweise offenbar verbrannt haben und dergleichen thun, als ob sie nichts wüßten, und die sich voll Wuth geschlagen hätten, wenn sie jene gefunden hätten zu ihren Lebzeiten. Aber sie ist todt. Die Ehre hat gewechselt. Mit dem Grabe ist die eheliche Schuld verjährt!"

„Ich darf also unsere Briefe behalten, die in Ihren Händen für uns Beide eine Bedrohung gewesen wären."

„Dürfen Sie sagen, ich habe Unrecht?"

„Ich liebe Sie und küsse Ihre Haare."

„Rosa."

Ich richtete meine Blicke hinauf zu dem Porträt von Tante Rosa und betrachtete ihr ernstes, faltiges, ein wenig boshaftes Gesicht und dachte an alle Frauen-

seelen, die wir nicht genau erkennen, die wir für etwas so anderes ansehen als sie sind, deren angeborene, natürliche Schlauheit und verschlagene Falschheit wir nie ergründen, und mir kam der Vers von Vigny in den Sinn: „Und immer zur Seite der Kamerad, dessen Treue verdächtig ist."

Die Nacht.

Ein Traumgesicht.

Leidenschaftlich lieb' ich die Nacht. Ich liebe sie, wie man seine Heimat oder seine Geliebte liebt, mit instinktiver, tiefer und unbezwinglicher Liebe. Mit all' meinen Sinnen lieb' ich sie: mit meinen Augen, die sie sehen, mit meinem Geruch, der sie einsaugt, mit meinen Ohren die ihre Stille vernehmen, mit meinem ganzen von der Finsternis gehätschelten sinnlichen Wesen. Im Sonnenstrahl, in der blauen warmen Luft, in dem Lüftchen, das durch den hellen Morgen zieht, jubeln die Lerchen. Der Uhu aber flieht in den Schatten der Nacht wie ein dunkler Flecken, der durch den schwarzen Raum fährt und stößt fröhlich, trunken von der düstern ungeheuern Weite seinen durchdringenden und unheimlichen Schrei aus.

Der Tag ermüdet und langweilt mich. Er ist brutal und geräuschvoll. Mit Widerstreben stehe ich auf, voll Überdruß kleide ich mich an, mit Bedauern gehe ich aus, und jeder Schritt, jede Bewegung, jede Geberde, jedes Wort, jeder Gedanke ermüdet mich, als ob ich eine erdrückende Bürde zu heben hätte.

Wenn aber die Sonne sinkt, so übernimmt meinen ganzen Körper ein unbestimmtes Gefühl der Lust. Ich erwache und werde munter; es fährt ein ganz anderes Leben in mich. Je mehr die Schatten wachsen, um so jünger, stärker, beweglicher, glücklicher fühle ich mich. Ich sehe das Dunkel sich verdichten, das ungeheure, weiche Dunkel, das der Himmel herniedersenkt. Es überflutet die Stadt wie eine unfaßbare, undurchdringliche Woge, es verhüllt, verwischt, zerstört die Farben und Formen, es umwogt mit seiner unmerkbaren Berührung die Häuser, die lebenden Wesen und die Baudenkmäler.

Dann juckt es mir, vor Lust zu jauchzen wie die Dohlen und über die Dächer zu huschen wie die Katzen, und in meinen Adern entbrennt eine ungestüme, unbesiegliche Liebessehnsucht.

Ich gehe und wandre, bald in den dunkelnden Faubourgs, bald in den Gehölzen in der Nähe von Paris, wo ich meine Geschwister, die Tiere des Waldes und die Wildschützen umherschleichen höre.

Was man so ungestüm liebt, bringt einem schließlich den bittern Tod. Aber wie läßt sich erklären, was mir begegnet ist? Wie kann man es nur begreiflich machen, daß ich es nur erzählen mag? Ich weiß nicht, ich weiß nicht mehr, ich weiß bloß, daß es geschehen ist. — So steht's.

Also gestern, — war es gestern? — ja, ohne Zweifel, wenn es wenigstens nicht vorher war, an einem andern Tage, in einem andern Monat, ein anderes Jahr, — ich weiß nicht. Es muß doch gestern

sein, da seither der Tag sich nicht erneuert hat und die Sonne nicht wieder erschienen ist. Aber seit wie lange dauert die Nacht? Seit wie lange? .... Wer sagt es? wer wird es jemals wissen?

Also gestern ging ich nach dem Abendessen aus, wie ich jeden Abend zu thun pflege. Das Wetter war sehr schön, sehr mild, sehr warm. Indem ich gegen die Boulevards dahinschritt, erblickte ich über meinem Haupte den schwarzen, sternbesäeten Strom, der sich am Himmel zwischen den Dächern zu beiden Seiten der Straße abhob, die ihre Richtung änderte und so dem rollenden Strom der Gestirne scheinbar eine wellenförmige Bewegung verlieh, ähnlich einem wirklichen Flusse.

In der angenehmen Luft erschien alles sehr klar, von den Planeten bis zu den Gasflammen. Dort oben und in der Stadt erglänzten so viele Lichter, daß die Finsternis davon widerstrahlte: die hellen Nächte sind frohmütiger als die sonnigsten Tage.

Auf dem Boulevard flimmerten die Kaffeehäuser, wo man lachte, hin- und herging und trank. Ich ging in ein Theater, nur für ein paar Augenblicke. In welches Theater? — weiß ich nicht mehr. Drinnen war's so hell, daß es mich traurig stimmte und mich wieder hinaustrieb mit verdüstertem Gemüt über diesen ungedämpften Lichtschwall auf den Goldverzierungen des Balkons, das erkünstelte Gefunkel des ungeheuern Krystallleuchters, die Feuerkette an der Rampe, die Melancholie dieses falschen und grellen Schimmers. Ich erreichte die Champs-Elysees, wo jedes der Kaffee-

häuſer aus dem Laube hervorſchimmerte wie der Herd einer Feuersbrunſt. Die in gelbes Licht getauchten Kaſtanienbäume glichen in ihrer gemalten Pracht phosphoreszierenden Bäumen. Und die elektriſchen Lampen den glänzenden, blaſſen Monden, oder vom Himmel gefallenen Eiern des Mondes oder ungeheuern belebten Perlen vergleichbar, verdunkelten durch ihren geheimnisvollen, königlichen Perlmutterglanz die Fädchen von gemeinem trübem Gaſe und die Guirlanden der buntfarbigen leuchtenden Gläſer.

Unter dem Triumphbogen hielt ich ſtille, um die Allee zu betrachten, dieſe lange und wunderſchöne geſtirnte Allee, die zwiſchen zwei funkelnden Linien ſich bis nach Paris hinzieht. Dazu die Sterne! Die Sterne dort droben, die unbekannten auf's Geratewohl in's Weltall hinausgeſchleuderten Geſtirne, die dort oben wunderliche Figuren bilden, lebendige Fragen für unſer Sinnen und Träumen.

Ich betrat das Boulogner Wäldchen und blieb lange dort, lange. Ein ſonderbarer Schauer hatte mich erfaßt, eine unverhoffte und gewaltige Erregung, eine begeiſterte Erhebung meines Gedankens, die an Irrſinn ſtreifte.

Lange, lange wanderte ich. Dann wandte ich meine Schritte.

Wie ſpät es war, als ich wieder unter dem Triumphbogen durchging? Ich weiß es nicht. Die Stadt verſank in ihrem Schlummer, und Wolken, große ſchwarze Wolken überzogen allmählig den Himmel.

Erſt jetzt fühlte ich, daß etwas Seltſames, Neues

vorgehen sollte. Es schien mir, als ob es kalt würde, als ob die Luft sich verdichtete, als ob die Nacht, meine vielgeliebte Nacht schwer auf meinem Herzen laste. Die Avenue war jetzt einsam. Bei der Fiakerstation ergingen sich zwei Polizeidiener. Die Heerstraße war durch die ersterbenden Gasflammen nur schwach beleuchtet. Und da bewegte sich eine Reihe von Gemüsewagen nach den Hallen. Sie fuhren nur langsam und waren mit roten und mit weißen Rüben und mit Kohl beladen. Die unsichtbaren Fuhrleute schliefen, die Pferde folgten im gleichmäßigen Schritt fast geräuschlos auf dem Holzpflaster dem vorhergehenden Wagen. Bei jeder Laterne auf dem Trottoir schimmerten die Karotten in Rot, die Rüben in Weiß, der Kohl schimmerte in Grün, und einer hinter dem andern gingen sie vorüber, diese Wagen, mit feuerrotem Scheine die einen, die andern mit silberhellem Glanze, die dritten in Grün, dem Grün des Smaragdes. Ich folgte ihnen, dann bog ich ab durch die Rue Royale und erreichte wieder die Boulevards. Niemand mehr, keine erleuchteten Kaffeehäuser mehr, nur noch einige Verspätete, die sich beeilten. Noch nie hatte ich Paris so tot, so einsam gesehen. Ich zog meine Uhr; es war zwei Uhr.

Eine Macht trieb mich vorwärts, ein Bedürfnis zu gehen. So gelangte ich bis zur Bastille. Da wurde mir inne, daß ich noch nie eine so düstere Nacht gesehen hatte; denn ich unterschied nicht einmal mehr die Julisäule, deren goldstrahlender Genius oben in der undurchdringlichen Dunkelheit verloren schien. Ein

Wolkengewölbe, so dicht wie die unendliche Ferne, hatte das Licht der Sterne erstickt und schien sich auf die Erde niederzulassen, um sie zu erdrücken.

Ich lenkte meine Schritte wieder zurück. Niemand mehr war rings zu sehen. Am Place du Château-d'Eau indessen stieß mich ein Betrunkener beinahe an, dann verschwand er. Ich hörte noch einige Zeit seinen ungleichmäßigen und hallenden Schritt. Dann setzte ich meinen Weg fort. In der Gegend des Faubourg-Montmartre fuhr ein Fiaker gegen die Seine hinunter. Ich rief dem Kutscher; aber er antwortete nicht. Bei der Rue Drouot streift ein Weibsbild herum: „So hören Sie doch, mein Herr!" Ich beschleunigte meinen Schritt, um ihre ausgestreckte Hand zu vermeiden. Dann nichts mehr.

Vor dem Vaudeville durchsuchte ein Lumpensammler die Gosse. Seine kleine Laterne fuhr dicht über dem Boden hin. Ich fragte ihn: „Wie spät haben wir, guter Freund?"

Er brummte: „Wie kann ich's wissen! Hab' keine Uhr."

Da bemerkte ich plötzlich, daß die Gasflammen ausgelöscht waren. Ich weiß, daß man sie in dieser Jahreszeit aus Sparsamkeit vor Tagesanbruch zu rechter Zeit abstellt; aber es war noch lange bis am Tage, noch so lange!

„So gehen wir zu den Hallen," dachte ich, „dort werde ich wenigstens Leben antreffen."

Ich nahm den Weg unter die Füße; aber ich sah nicht einmal so viel, um meine Schritte zu lenken.

Langsam rückte ich vor, wie man im Walde zu thun pflegt; die Straßen erkannte ich, indem ich sie abzählte.

Vor dem Credit Lyonnais knurrte ein Hund. Ich bog in die Rue de Grammont ein, verlor mich aber. Ich irrte umher, da erkannte ich an den eisernen Gittern die Börse. Ganz Paris schlief also, schlief einen tiefen fürchterlichen Schlaf. Doch nein! in der Ferne rollte ein Fiaker, ein einziger Fiaker, vielleicht der, der soeben an mir vorbeigefahren war. Indem ich durch die einsamen und schwarzen, schwarzen und pechschwarzen Straßen dem Geräusch seiner Räder nachlief, versuchte ich, ihn einzuholen.

Doch ich verlief mich abermals. Wo war ich? Welcher Unsinn, das Gas so früh schon auszulöschen! Nicht ein Vorübergehender, nicht ein Verspäteter, nicht ein Nachtschwärmer, nicht einmal das Miauen eines verliebten Katers. Nichts.

Wo war nur die Polizei? Ich sagte zu mir selber: „Du fängst an zu rufen, so werden sie kommen!" Ich schrie. Niemand antwortete.

Ich schrie stärker. Meine Stimme verhallte ohne Echo, schwach, erstickt, aufgesaugt durch die Nacht, die undurchdringliche Nacht.

Jetzt heulte ich: „Zu Hilfe! zu Hilfe! zu Hilfe!"

Wieder blieb mein verzweifeltes Rufen unbeantwortet. Wie spät war es nur? Ich zog meine Uhr, aber es fehlten mir die Zündhölzchen. Mit außergewöhnlicher und grillenhafter Freude hörte ich das leise Tick-tack der kleinen Maschine, die mir wie ein

lebendes Wesen erschien. So war ich doch weniger einsam. Welches Wunder!

Ich setzte meinen Weg fort; wie ein Blinder tastete ich mit dem Stocke an den Mauern. Alle Augenblicke hob ich die Augen gen Himmel, in der Hoffnung, der Tag breche endlich an, aber der Raum blieb schwarz ganz schwarz, dichter schwarz als die Stadt.

Wie spät mochte es sein? Ich wanderte, wie mir schien, seit einer Ewigkeit. Meine Beine bogen sich unter mir, meine Brust keuchte, und ich empfand einen schrecklichen Hunger.

Ich beschloß, am ersten Thorweg zu läuten. Ich zog an dem kupfernen Knopfe, und der Klang fuhr durch das hallende Haus. Es klang so seltsam, als ob dieser zitternde Schall der einzige Laut im ganzen Hause gewesen wäre.

Ich wartete, man antwortete nicht und öffnete die Thüre nicht. Von Neuem klingelte ich und wartete wieder. — Nichts.

Ich empfand Furcht, und lief zum nächsten Haus, und noch zwanzig Mal ließ ich in dem dunkeln Hausflur, wo der Thürhüter schlafen mußte, die Klingel ertönen. Allein auch jetzt erwachte er nicht, — ich ging weiter, zog aus Leibeskräften an den Ringen und Knöpfen und stieß mit den Füßen, dem Stocke und den Händen an die hartnäckig verschlossenen Thüren.

Jetzt bemerkte ich plötzlich, daß ich mich den Hallen näherte. Da lagen sie einsam, und kein Marktlärm, kein Leben, kein Wagen, kein Mensch, kein Bund Gemüse,

kein Strauß Blumen weit und breit. Da lagen sie öde, regungslos, verlassen, todt!

Ein Schrecken erfaßte mich, — ein Grauen! Was ging vor? O, mein Gott, was ging vor?

Ich lief davon. Aber die Stunde? Die Stunde? wer wird mir diese sagen? Auf den Kirchtürmen und den öffentlichen Gebäuden keine Uhr Ich überlegte: „Soll ich das Glas der Uhr öffnen und die Zeiger mit den Fingern fühlen?“ Ich zog sie . . . sie ging nicht mehr . . . sie war still gestanden. Nichts mehr, nichts mehr, keine Regung mehr in der Stadt, kein Schimmer, kein Rascheln eines Tones in der Luft. Nichts; nichts mehr! nicht einmal mehr das ferne Rollen eines Fiakers, — nichts mehr!

Jetzt war ich an den Quais angelangt. Aus dem Flusse stieg es eiskalt herauf.

Floß die Seine noch?

Ich wollte es wissen, ich fand die Treppe und stieg hinunter. Ich hörte das Rauschen des Flusses unter den Brückenbogen nicht . . . Immer noch Stufen . . . dann Sand . . . Schlamm . . . dann Wasser . . . Ich tauchte meinen Arm hinein . . . sie floß . . . sie floß . . . kalt, kalt, kalt! . . . fast gefroren . . . fast versiegt . . . fast erstorben.

Und nun fühlte ich wohl, daß ich nie mehr die Kraft haben würde, hinaufzusteigen . . . und daß ich da sterben werde .. ich auch, vor Hunger, Müdigkeit — und vor Kälte.

Ende.

Meisterwerke der Französischen Litteratur in mustergiltigen Übersetzungen.

Victor Cherbuliez.

Der Roman einer ehrbaren Frau. Autorisirte Übersetzung. *M* 3.—, geb. *M* 4.—.

François Coppée.

Henriette. Pariser Roman. Autorisirte Übersetzung von Richard Pen. *M* 1,50, geb *M* 2,50.

Flüchtige Erzählungen. Autorisirte Übersetzung von Emil Burger. *M* 3.—, *M* 4.—.

Alexander Dumas fils.

Der Fall Clemenceau. Roman *M* 3,—, geb. *M* 4,—. Autorisirte Übersetzung von Ludwig Fischl.

Gustave Flaubert.

Madame Bovary. Autorisirte Übersetzung von Josef Ettlinger *M* 3,50, geb. *M* 4,50.

Henri Gréville.

Kleopatra. Preisgekrönter Roman. Autorisirte Übersetzung v. Ludw. Wechsler. *M* 3,—, geb. *M* 4.—.

Pariser Geheimnisse. Roman. Autorisirte Übersetzung von Ludw. Wechsler. *M* 3,—, geb. *M* 4,—.

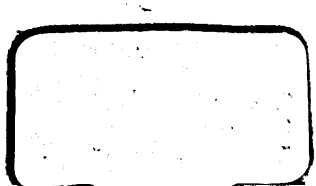
Guy de Maupassant.

Novelletten. Autorisirte Übersetzung von Julius Pfenninger. *M* 2,—, geb. *M* 3,—.

Druck von G. Pätz, Naumburg a. S.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

23May'57LS
REC'D LD
REC'D LD AUG 3 1960
MAY 9 1957
REC'D LD
NOV 8 1957
28Mar58MF
REC'D LD
MAR 14 1958
1Aug'60ARX

LD 21-100m-6,'56
(B9311s10)476

General Library
University of California
Berkeley